
Jugendzentrum Jungensache?

Chancen und Hürden bei der Umsetzung genderreflektierter Offener Kinder- und Jugendarbeit in der Praxis

Bachelorarbeit zur Erlangung des Bachelor-Grades
Bachelor of Arts im Studiengang Soziale Arbeit
an der Fakultät 01 für Angewandte Sozialwissenschaften
der Technischen Hochschule Köln

Verfasst von Salomon Hofstötter

Zitation: Hofstötter, Salomon (2024): Jugendzentrum Jungensache? Chancen und Hürden bei der Umsetzung genderreflektierter Offener Kinder- und Jugendarbeit in der Praxis. In: Abschlussarbeiten im Kontext der Handlungsfelder Nonformaler Bildung. Forschungsschwerpunkt Nonformale Bildung.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	1
2. Einführung in die Offene Kinder- und Jugendarbeit	3
2.1 Historische Entwicklungslinien	3
2.2 Die Offene Kinder- und Jugendarbeit heute	4
2.3 Grundriss des Arbeitsfeldes	5
2.4 Das Aneignungskonzept.....	6
3. Gender in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit	8
3.1 Gendertheoretische Grundlagen	8
3.2 Mädchen*arbeit	9
3.3 Jungen*arbeit	10
3.4 Queere Perspektiven auf Pädagogik	11
4. Empirischer Stand der relevanten Forschung	13
4.1 Querschnitt Offene Kinder- und Jugendarbeit	13
4.2 Genderspezifische Forschung in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. 18	
4.2.1 Mädchen in Häusern der offenen Tür	19
4.2.2 Genderreflektierende Offene Jugendarbeit.....	22
4.2.3 Ergänzende Perspektiven auf genderorientierte Praxis.....	24
4.2.3 Praxisbeispiel: Das Mädchenpodest.....	25
5. Zwischenresümee	27
6. Forschungsdesign	30
6.1 Methodische Vorüberlegungen.....	30
6.2 Erhebungsmethodik.....	31
6.3 Auswertungsmethodik	36
7. Datenauswertung	37
7.1 Die Einrichtungen und Interviewpartner	37
7.2 Gender in den Einrichtungen	39
7.3 Strukturelle konzeptionelle Ebene	46
8. Diskussion	48
9. Fazit.....	54
Literaturverzeichnis	57
Anhang	61

Zur Wahrung geschlechtersensibler Sprache wird, wenn keine neutrale Formulierung möglich ist, das so genannte Asterisk bzw. Gendersternchen (*) als Zeichen gegen binäre und patriarchale Logiken und zur sprachlichen Sichtbarmachung der Geschlechtervielfalt verwendet. Geschlecht wird als soziales Konstrukt verstanden. Da die geläufigen binären Kategorien (Jungen/Mädchen) meist pauschal äußeren Zuschreibungen unterliegen, wird in dieser Arbeit diesen Einteilungen ein Asterisk (*) hinzugefügt (Jungen*/Mädchen*). Die Verwendung geschieht mit dem Bewusstsein, dass es um die verschiedenen Schreibweisen fortlaufende Debatten gibt und aktuell noch kein Konsens zu einheitlicher Begriffsverwendung herrscht. Zum erleichterten Lesefluss wird bei Artikeln die weibliche Form verwendet (Beispiel: die Sozialarbeiter*in). In Zitaten wird der originale Wortlaut belassen.

1. Einleitung

„Jugendarbeit ist Jungenarbeit“ – ist einer der ersten Sätze und vor allem einer der häufigsten Sätze, dem man in der Literatur zu Offener Kinder- und Jugendarbeit und Geschlecht begegnet. Eine Quelle zur Urheber*in wird dabei nicht angegeben, jedoch dafür der immer wiederkehrende Verweis auf diese - irgendwann in den Siebzigerjahren - geborene Kritik an der jungen*orientierten Ausrichtung der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Aus dieser Kritik heraus folgten Jahrzehnte der Forschung, Konzeptentwicklung und Debatten. Das Ergebnis: Die quantitativen Nutzungszahlen weisen im Querschnitt immer noch eine deutliche männliche* Mehrheit unter den Besucher*innen von Jugendzentren auf. Es stellt sich also die Frage, warum dieses Thema immer noch aktuell ist. Was hindert, zumindest in der Gesamtschau, Einrichtungen und Fachkräfte daran, genderorientierte Konzepte und Ideen aufzugreifen? Und welche Strukturen oder Voraussetzungen würden dies erleichtern? Daraus resultierend ergibt sich folgende Forschungsfrage: Was sind Chancen und Hürden für die Implementierung genderreflektierender Praxis im Alltag Offener Kinder- und Jugendarbeit?

Zur Beantwortung der Forschungsfrage soll im ersten Teil der Arbeit das Feld der Offenen Kinder- und Jugendarbeit grundsätzlich skizziert und genderbezogene Ansätze und Konzepte näher beleuchtet werden. Der zweite Teil behandelt den konkreten Praxisbezug. Dazu werden in drei Einrichtungen qualitative Interviews durchgeführt, die den Blick und das Verständnis genderbezogener Aspekte untersuchen und nach strukturellen Anknüpfungspunkten für die Implementierung neuer Themen und Inhalte forschen. Der Diskussionsteil verknüpft die aus beiden Teilen gewonnenen Erkenntnisse miteinander und setzt diese in Bezug zur Forschungsfrage.

Die Problematisierung des geschlechtlichen Ungleichgewichts ergibt sich daraus, dass Mädchen* und Jugendliche mit queeren¹ Geschlechtsidentitäten strukturell gesellschaftlicher Diskriminierung ausgesetzt sind und somit potenziell Räume der Sozialen Arbeit benötigen. Dass der Fokus auf Geschlecht gewählt wird, bedeutet nicht, dass im Handlungsfeld ansonsten keine Diskriminierungen oder Ausgrenzungen vorliegen. Vielmehr ist davon auszugehen, dass in der Zielgruppe der Offenen Kinder- und Jugendarbeit häufig intersektionale Marginalisierungen zusammenkommen und diese auch in den Einrichtungen zum Teil reproduziert werden. Ein besonderes Augenmerk liegt auf einem mehrdimensionalen Verständnis von Geschlecht und der Sichtbarmachung von geschlechtlichen Realitäten jenseits der binären Kategorien ‚männlich‘ und ‚weiblich‘. Dies stellt insofern eine Herausforderung dar, da die wissenschaftliche Literatur zu dem Thema Geschlecht fast ausschließlich binäre Kategorien verwendet.

In der Literatur werden als Positivbeispiele für genderreflektierende Offene Kinder- und Jugendarbeit zumeist spezifische Jugendzentren in Großstädten angeführt, während das

¹ Der anfangs zur Diskriminierung und Herabwürdigung genutzte Begriff *Queer* wurde sich von Menschen der LGBTQI-Community positiv angeeignet und wird heute zur Selbstbezeichnung und als Sammelbegriff verwendet (vgl. Hartmann 2012, S. 2 f.).

geschlechtliche Ungleichgewicht in Mittel- und Kleinstädten am stärksten ist. In der Arbeit sollen Jugendzentren untersucht werden, deren Hauptangebot ein offener Treffbetrieb ist und die keine besondere Spezialisierung vornehmen. Im Mittelpunkt der Auseinandersetzung soll die praktische Arbeit stehen, sowohl in der theoretischen Betrachtung als auch in der Forschung. Die Thematisierung von Geschlecht bringt eine Vielzahl von Begrifflichkeiten mit sich, die teils unterschiedliche Schwerpunkte setzen, einander ablösen oder koexistieren. Geschlechtsbezogene Ansätze der Offenen Kinder- und Jugendarbeit umfassen Begriffe wie etwa *geschlechtersensible Jugendarbeit* oder *Genderpädagogik*, deren Definition meist ausbleibt. In aktuellen Publikationen zu dem Thema wird zunehmend die Formulierung der *genderreflektierten bzw. genderreflektierenden Offenen Kinder- und Jugendarbeit* genutzt. Diese wird im weiteren Verlauf genauer erläutert (Kapitel 3.2.2) und dient als Grundlage der Forschungsfrage. Als allgemeine Beschreibung genderbezogener Ansätze im Handlungsfeld wird der Begriff der *Genderorientierung* verwendet. Dieser bezieht sich nicht auf ein konkretes Konzept oder Ausrichtung, sondern wird auch in der Fachliteratur lediglich übergeordnet verwendet.

2. Einführung in die Offene Kinder- und Jugendarbeit

2.1 Historische Entwicklungslinien

Erste Anknüpfungspunkte der Offenen Kinder- und Jugendarbeit, wie wir sie heute kennen, finden sich nach dem zweiten Weltkrieg und werden in den westlich besetzten Zonen von der Erziehungsabteilung der US-Militärregierung bestimmt. Mit den *German Youth Activities* (GYA) wird eine große Zahl an offenen Jugendräumen geschaffen, in denen Jugendliche innerhalb ihrer Freizeitgestaltung demokratische Grundprinzipien erlernen sollen. In den 1950er Jahren werden die GYA schrittweise in die Verantwortung der Städte und Landkreise übergeben und es entstehen die *Heime der offenen Tür* (HoT) (vgl. Hafeneger 2021, S. 97). Die deutschen Verantwortungsträger*innen sehen das offene und freizügige Konzept der GYA skeptisch und strukturieren die Häuser um oder schließen diese ganz. Feste Angebote ersetzen den offenen Betrieb und das maßgebende Ziel ist Jugendlichen ‚sinnvoll‘ zu beschäftigen und von der Straße fernzuhalten. Die neue Ausrichtung stößt jedoch bald auf Widerstand. Zum einen durch die Nichtnutzung der Angebote durch die Jugendlichen, zum anderen durch konzeptionelle Gegenentwürfe, die den *offenen Raum* als elementare Grundlage formulieren (vgl. Fehrlen 2010, S. 4).

Mitte der 1960er Jahre entstehen die *Jugendclubs*, deren Ausrichtung und Schwerpunkt wieder auf der Offenheit und Selbstbestimmung der Jugendlichen liegt.

In den 1970er es entsteht die *Jugendzentrumsbewegung*, innerhalb der Jugendliche selbstbestimmte und selbstverwaltete Räume fordern. Nach starken Auseinandersetzungen mit den Kommunen, etwa durch Hausbesetzungen, werden die Forderungen der Jugendlichen erfüllt. Bedingung dafür ist die Institutionalisierung der Einrichtungen. So werden Vereine gegründet, Verträge geschlossen oder die Trägerschaft in kommunale Hand übergeben. Mit der Einstellung hauptamtlicher Mitarbeiter*innen werden zum Teil die autonomen und antipädagogischen Grundsätze aufgegeben (vgl. Hafeneger 2021, S. 100 f.). Die Jugendzentren sind jedoch weiterhin von emanzipatorischer Selbstorganisation geprägt und gelten als autonome Experimentierfelder für Jugendliche (vgl. ebd.). Mitte der 1970er Jahre erlebt das Handlungsfeld einen Professionalisierungsschub. An Fachhochschulen und Universitäten werden (sozial)pädagogische Studiengänge eingeführt und es entstehen akademisch-theoretische Diskurse um die offene Arbeit (vgl. Fehrlen 2010, S. 5). Über das Grundparadigma des offenen freizugänglichen Raums sind sich Theorie und Praxis einig, ringen dabei jedoch um Konzepte und Ausrichtungen auf der Suche „nach einem für Erwachsene klar erkennbaren Sinn, nach dem ‚Pädagogisch-Eigentlichen‘“ (ebd., S. 6).

Ende der 1970er und Anfang der 1980er Jahre wenden sich viele der aktiven Jugendlichen politischen Bewegungen wie der Alternativ-, Frauen- oder Ökobewegung zu und die Selbstverwaltung der Zentren geht sukzessive zurück. Hohe Jugendarbeitslosigkeit, Drogenkonsum und ein neuer Zustrom Jugendlicher aus unteren Einkommensschichten prägen nun den Alltag

der Einrichtungen. Im Mittelpunkt steht die Jugend als ‚Problemgruppe‘, der die Fachkräfte Beratung und individuelle Hilfestellungen bieten (vgl. Hafeneger 2021, S. 102). So finden viele der Jugendarbeiter*innen ihren ‚pädagogischen Sinn‘ darin, problembelasteten Jugendlichen im Alltag pragmatisch zu helfen (vgl. Fehrlen 2010, S. 6). Daraus entstehen viele der auch heute noch prägenden Handlungsmaximen, wie Orientierung an Lebenswelt und Lebenslage der Adressat*innen (vgl. ebd., S. 103). In den 1980er Jahren erfährt das Handlungsfeld sowohl eine fachliche Ausdifferenzierung als auch einen Rückgang von Einrichtungen und Verlust von Autonomie. Jedoch bleiben emanzipatorische Erfolge aus den 70ern erhalten. Hervorgehoben werden kann hier die *feministische Mädchenarbeit*, die im Zuge der Frauenbewegung entstand und als Grundlage für nachfolgende genderorientierte Ansätze in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit gilt (vgl. Fehrlen 2010, S. 7).

In den 1990er Jahren differenzieren sich im Diskurs der Offenen Kinder- und Jugendarbeit verschiedene Konzepte heraus: sozialräumliche Orientierung, die Bedeutung der Beziehungsarbeit sowie Vernetzungsarbeit mit anderen Bildungs- und Jugendeinrichtungen. „Raumangebot bzw. soziale, eigensinnige Raumaneignungsprozesse und Lebenswelt bzw. Lebensbewältigung werden wiederentdeckt und zu Schlüsselbegriffen“ (Hafeneger 2021, S. 103). Das Jahrzehnt bildet für das Handlungsfeld eine Phase der Neuorientierung, die auch überschattet ist von Kürzungen und Abbau. Die neoliberale Ökonomisierung macht auch vor der Offenen Kinder- und Jugendarbeit keinen Halt und so soll diese messbare Erfolge nachweisen, sich wirtschaftlich erklären und gerät zunehmend unter Legitimierungsdruck (vgl. ebd., S. 104).

2.2 Die Offene Kinder- und Jugendarbeit heute

Obwohl die Anzahl der Einrichtungen sinkt, ist die Offene Kinder- und Jugendarbeit für viele Jugendliche ein wichtiger und emotional gebundener Bestandteil in ihrer Sozialisation. Nach wie vor gibt es immer wieder Kontroversen um die Offene Kinder- und Jugendarbeit. So wird diese im Kontext von Ganztagschulen als „eigenständiger Sozialisationsraum und Lernfeld (‚auf Augenhöhe‘ mit der Schule) in Frage gestellt“ (Hafeneger 2021, S. 105) und Thesen wie ‚Jugendzentren seien ein Sammelbecken für delinquente Jugendliche und fördere deren Verhalten und Gewalt‘ erzeugen immer wieder mehr oder weniger fachliche Debatten. Das Feld ist stark ausdifferenziert und es gibt eine große Bandbreite an Einrichtungen mit unterschiedlichen Schwerpunkten. Konflikte und Gewalt bilden eine konstante Herausforderung für Fachkräfte (vgl. ebd., S. 105 f.). Die Besucher*innen der Einrichtungen sind „vielfach von prekären Lebenslagen, Bildungsbenachteiligung und sozialer Ungleichheit betroffen, haben vielfach Erfahrungen von Diskriminierung und fehlender Anerkennung“ (ebd.). Aktuelle gesellschaftliche und politische Entwicklungen spiegeln sich auch im Alltag der Einrichtungen wider. So führt die vermehrte Zuwanderung von Geflüchteten 2015 zu einer Erweiterung des Angebots um Integrationshilfen und Projekte für und mit jungen Geflüchteten (vgl. ebd., S. 106). Die Auswirkungen der Coronapandemie auf Adressat*innen und Einrichtungen, sowie der Neustart der

Arbeit nach der Pandemie, sind aktuelle Themen des Arbeitsfeldes (vgl. Deinet/Icking/Sturzenhecker 2022). In der Wissenschaft des Feldes bilden die vergangenen zwei Jahrzehnte eine Phase der empirischen Auseinandersetzung. Zahlreiche Studien untersuchen die Offene Kinder- und Jugendarbeit quantitativ und qualitativ (Hafeneger 2021, S. 105).

2.3 Grundriss des Arbeitsfeldes

Obwohl die *Offene Kinder- und Jugendarbeit* spätestens seit den 60er Jahren ein fester Begriff ist, gibt es dafür keine einheitliche Definition. Das Feld hat sich über die Jahre stark ausdifferenziert und umfasst eine große Fülle an theoretischer und praktischer Auseinandersetzung, Forschung und Weiterentwicklung. Die praktische Arbeit variiert in ihren Ausrichtungen, Methoden und Konzepten stark, je nach Träger, Kommune oder Bundesland (vgl. Fehrlen 2010, S. 2). Im Folgenden wird anstelle einer Definition ein Grundriss des Arbeitsfeldes skizziert.

Rechtlich wird die Jugendarbeit durch das Achte Sozialgesetzbuch geregelt:

„Jungen Menschen sind die zur Förderung ihrer Entwicklung erforderlichen Angebote der Jugendarbeit zur Verfügung zu stellen. Sie sollen an den Interessen junger Menschen anknüpfen und von ihnen mitbestimmt und mitgestaltet werden, sie zur Selbstbestimmung befähigen und zu gesellschaftlicher Mitverantwortung und zu sozialem Engagement anregen und hinführen.“ (§ 11 SGB VIII (1))

Um die Ausrichtung auf die Interessen und Bedürfnisse junger Menschen gewährleisten zu können, muss die Fachrichtung ihre Offenheit wahren. Diese zeichnet sich sowohl durch die Gestaltung von Methoden und Konzepten als auch durch ein offenes Angebot aus. Zur Einordnung der gesetzlichen Grundlage hebt der Kindheits- und Jugendforscher Ulrich Deinet die Unterschiede im Vergleich zur Jugendhilfe hervor: Die Offene Kinder- und Jugendarbeit gliedert sich nicht in Jugendschutz und Jugendsozialarbeit ein, ist kein Präventionsprogramm im Bereich der Hilfen zur Erziehung und hat nicht die Aufgabe Bindeglied beim Übergang in das Berufsleben zu sein. Zwar werden in der Praxis häufig Teile dieser Bereiche bedient, jedoch gehören sie nicht zum expliziten Aufgabenrepertoire (vgl. Deinet 2013, S. 13).

Die Offene Kinder- und Jugendarbeit „ist strukturell charakterisiert durch Freiwilligkeit, Interessenorientierung, Verzicht auf inhaltliche Curricula und Leistungserwartungen sowie durch Partizipation“ (Richter/Sturzenhecker 2012, S. 496). Als nonformaler Bildungsraum bietet sie Jugendlichen jenseits des Zwangskontextes Schule die Möglichkeit, eigene Interessen zu entwickeln, sich auszuprobieren und jenseits eines Sanktions- und Bewertungsrahmens eine eigene Identität zu bilden (vgl. Roth et al. 2023, S. 12 f.). Übergeordnet lassen sich Leitmotive und Strukturparadigmen benennen, welche das Handlungsfeld in seinem Kern auszeichnen.

Die bereits benannte *Offenheit* meint eine Orientierung an den unterschiedlichen Lebensumständen und Bedürfnissen junger Menschen sowie die Entwicklung zielgruppengerechter Angebote und Methoden ohne parteipolitische oder religiöse Bindung. Ein weiteres Grundparadigma ist, dass die Angebote grundsätzlich auf *Freiwilligkeit* beruhen und in der Freizeit der

Adressat*innen stattfinden. Nur durch Freiwilligkeit kann auch das Paradigma der *Partizipation* gewährleistet werden. Als Lernort für demokratische Prozesse und zur Gewährleistung der Orientierung an Bedürfnissen junger Menschen ist eine aktive Mitbestimmung und -gestaltung ein zentrales Element der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Ein weiteres Grundprinzip ist die *Bildung*. Hierbei werden, ergänzend zu anderen Institutionen formeller und non-formaler Bildung, alltägliche Bildungsgelegenheiten geschaffen. Das Prinzip der *Niedrigschwelligkeit* bedeutet einen leichten und einfachen Zugang zu den Einrichtungen und Angeboten sowie die flexible und unkomplizierte Möglichmachung und Gestaltung von Ressourcen und Freiräumen. Das Grundparadigma der *Lebensweltlichen Orientierung* kann weniger als Element, sondern mehr als übergeordnete Ausrichtung der Offenen Kinder- und Jugendarbeit verstanden werden (vgl. DOJ 2018, S. 5). Das in der Sozialen Arbeit maßgeblich von Hans Thiersch geprägte Konzept der Lebensweltorientierung

„verweist auf die Notwendigkeit einer konsequenten Orientierung an den Adressat*innen mit ihren spezifischen Selbstdeutungen und Handlungsmustern in den gesellschaftlichen und individuellen Bedingungen und den sich daraus ergebenden Schwierigkeiten und Optionen.“ (Thiersch/Grunwald 2002, S. 129)

Diese Selbstdeutungen und Handlungsmuster sind elementar für das Verständnis der Lebensweltorientierung. So weichen Lebenswelten je nach Kontext (z.B. familiär vs. beruflich) voneinander ab und sind nicht ausschließlich durch äußere Umstände zu erklären (Thiersch 2017, S. 6 f.).

„Derart soll mit Lebenswelt die je subjektiv wahrgenommene Welt eines Menschen bezeichnet werden, hingegen mit Lebenslage dessen ‚tatsächlichen‘ Lebensbedingungen. In diesem Sinne lässt sich formulieren, dass der Mensch seine Lebenswelt unter den jeweiligen Bedingungen seiner Lebenslage konstruiert.“ (Kraus 2006, S. 124)

Auch wenn sich zentrale Strukturmerkmale und Paradigmen benennen lassen, so ist die tatsächliche Ausgestaltung Offener Kinder- und Jugendarbeit ein permanenter Aushandlungsprozess zwischen Fachkräften und Adressat*innen in den Jugendhäusern, Jugendzentren, Jugendtreffs, Offenen Türen und allen weiteren Einrichtungen (vgl. Gerodetti/Heeg 2022, S. 247).

2.4 Das Aneignungskonzept

Ein maßgebendes und aktuelles Konzept der Offenen Kinder- und Jugendarbeit ist das sozialräumliche *Aneignungskonzept* nach Ulrich Deinet. Dieses hat für die Untersuchungen und Analysen dieser Forschungsarbeit eine Relevanz.

Dem Aneignungskonzept zufolge entwickeln Kinder und Jugendliche vor allem „durch die Auseinandersetzung mit ihrer Umwelt Kompetenzen und soziale Fähigkeiten“ (Fehrlen 2010, S. 8). Ausgangslage ist ein Raumverständnis, das Raum und Subjekt nicht voneinander trennt: „Räume entstehen durch die Interaktion von Menschen und können für diese sehr unterschiedlich gestaltet sein“ (Deinet 2013, S. 100). Doch Gestaltungsmöglichkeiten bleiben Kindern und

Jugendlichen in vielen öffentlichen Räumen durch ‚Verregelungen‘ verwehrt. So kann der offene Bereich in Jugendzentren eine Möglichkeit zur freien Gestaltung und Aneignung bieten (vgl. Fehrlen 2010, S. 8).

„Für die Fachkräfte bedeutet dies auf keinen Fall einen Rückzug hinter die Theke, sondern ein Mitgestalten bis hin zur Konfrontation, ... um die Jugendlichen mit ‚Raumbestimmtheiten‘ in ihrem Handeln herauszufordern. Gerade in der Wechselwirkung zwischen jugendlicher Inszenierung und den sich verändernden sozialräumlichen Settings, liegen erhebliche Bildungschancen, die auch in der Funktion des Offenen Bereiches als ‚Arena‘ gesehen werden können.“ (Deinet 2013, S. 102)

Das Aneignungskonzept kann sowohl als sozialpädagogisches Konzept als auch als Analysetool für Auseinandersetzungen in Einrichtungen der Offenen Kinder- und Jugendarbeit verwendet werden (vgl. ebd.).

3. Gender in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit

Rund um das Thema Gender gibt es eine Vielzahl an Bezeichnungen, Konzepten, Tools und Methoden. Diese stehen meist im Kontext ihrer Zeit und werden in wissenschaftlichen Debatten geschärft, kritisiert oder ersetzt. Im Folgenden werden einige dieser Begriffe vorgestellt und definiert. Der Fokus liegt dabei auf der Verknüpfung von Gender und Offener Kinder- und Jugendarbeit und der Relevanz für die weitere Arbeit.

3.1 Gendertheoretische Grundlagen

(Un)Doing Gender

Als *Doing Gender* wird in der Geschlechterforschung der Prozess der Konstruktion von Geschlecht in sozialen Interaktionen verstanden. Dem zugrunde liegt die Annahme, dass Geschlecht keine Eigenschaft von Personen ist, sondern in jeder sozialen Handlung hervorgebracht wird. Geschlecht wird als ‚performativer Akt‘ verstanden (vgl. Gildemeister 2010, S. 137). *Doing Gender* umfasst „Repertoires und Schemata des Handelns, der Wahrnehmung und der Bewertung, die funktionieren und verständlich werden, indem sie geschlechtliche Klassifikationen aufgreifen“ (Westheuser 2018). *Doing Gender* als Analysetool betrachtet drei Aspekte: Die Handlungen, mit denen die Zugehörigkeit zu einem Geschlecht gezeigt wird (z.B. durch Kleidung), das Verhalten also Art und Weise wie Personen mit dieser Geschlechtsmitgliedschaft umgehen und das Wissen, das benötigt wird, um die Handlungen deuten zu können und sich „zum Geschlechtshandeln anderer in Beziehung zu setzen“ (Westheuser 2018). Eine Kritik am Ansatz des *Doing gender* ist, dass durch den Fokus auf Geschlechterrollen diese teils verfestigt werden können und alternativlos scheinen. Zwar herrsche beim Geschlecht „Ausweiszwang“ (Hirschauer 2001, S. 215), jedoch ist die Relevanz des Thematisierens von Geschlecht situativ unterschiedlich.

Der Ansatz *Undoing Gender* trägt dieser Kritik Rechnung. Demnach geht es um die „Möglichkeiten der Unterbrechung eines Konstruktionsprozesses“ (Hirschauer 2001, S. 209) jedoch nicht um ein reines Dethematisieren von Geschlecht (vgl. ebd., S. 214). Es soll ebenso eine Aktualisierung wie eine Neutralisierung von Geschlecht möglich sein (vgl. Westheuser 2018).

Heteronormativität

Heteronormativität beschreibt die gesellschaftliche Normvorstellung von Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität und die dahinterstehenden Machtverhältnisse und Privilegien. Der Begriff kann „zur Analyse und Kritik der Verflechtung von Heterosexualität und Geschlechternormen“ (Kleiner 2016) genutzt werden. Eine heteronormative Sichtweise betrachtet alle Formen von Geschlechtsidentität jenseits des binären Systems und alle Beziehungsformen jenseits der heterosexuellen Zweierbeziehung als Abweichung. Diese „hegemoniale Norm“ (Kastirke/Steinbeck 2014, S. 13) zieht sich durch kulturelle und gesellschaftliche Wahrnehmungs-

und Denkmuster und resultiert in institutioneller Privilegierung heteronormativer Lebens- und Beziehungsformen (vgl. ebd.).

Eine heteronormativitätskritische Sichtweise auf (Sozial)Pädagogik ermöglicht einen Sichtwechsel auf das eigene Handlungsfeld. Ähnlich wie bei der Nutzung von *(Un)doing Gender* weist auch eine heteronormativitätskritische Perspektive Ambivalenzen auf. So kann beispielsweise die Nutzung von queerem Vokabular sowohl die Funktion einer Dekonstruktion und Normalisierung haben als auch Differenzlinien weiter verfestigen (vgl. Hartmann 2016, S. 108 f.).

„In der aktuellen Debatte hat es sich eingebürgert, den Topos ‚geschlechtliche und sexuelle Vielfalt‘ in der Bildung mit dem Thematisieren von lgbt*i-Lebensweisen gleichzusetzen. Aus einer heteronormativitätskritischen Perspektive betrachtet läuft ein solches Verständnis von Vielfalt jedoch Gefahr, die Dualität von Norm und Abweichung entgegen besserer Absicht unhinterfragt zu reproduzieren.“ (ebd., S. 110)

Ein Entgegenwirken dieser Dualität kann das Paradigma „Vielfalt von der Vielfalt aus denken“ (ebd.) sein, was bedeutet, Heterosexualität und Cis-Geschlechtlichkeit ebenso explizit wie queere Perspektiven zu benennen und somit die vorausgesetzte heteronormative Norm zu brechen (vgl. ebd.). Auf der Ebene erziehungswissenschaftlicher Diskurse bedeutet eine heteronormativitätskritische Perspektive, Fachdiskurse auf Bezüge zu Geschlechtsidentität und Sexualität hin zu überprüfen und in der Praxis Räume zur Thematisierung dieser Themen zu schaffen (vgl. ebd., S. 116).

3.2 Mädchen*arbeit

*Mädchen*arbeit* beschreibt die

„pädagogische Arbeit, die Mädchen* und jungen Frauen* bei der Entwicklung von Selbstständigkeit und Selbstbewusstsein unterstützt, und die aktiv dazu beiträgt, individuelle und gesellschaftliche Benachteiligungen abzubauen.“ (LAG Mädchenpolitik Baden-Württemberg e.V. 2018, S. 6)

Erste Ansätze von Mädchen*arbeit finden sich bereits Anfang des 20. Jahrhunderts in der Begründung der Jugendsozialarbeit. Ziel der Angebote im kirchlichen Kontext ist der Schutz von Mädchen und ihre Vorbereitung auf das Leben als Mutter und Hausfrau (vgl. Werthmanns-Reppekus 2010, S. 16). Im Zuge der Frauenbewegung der 1970er Jahre entsteht als Reaktion auf die jungen*dominierte Jugendarbeit die ‚neue‘ *feministische Mädchenarbeit*. Deren Kern ist zunächst die Bildung von geschlechtshomogenen Schutz- und Freiräumen von und für Frauen* und Mädchen*, in denen diese keinen patriarchalen Dynamiken ausgesetzt sind und sich selbst ausprobieren und entwickeln können (vgl. Fröhlich 2018). Ergebnis sind geschlechtshomogene Angebote, Mädchen*räume oder ganze Einrichtungen, die ausschließlich Mädchen* adressieren. Die Grundparadigmen der feministischen Mädchenarbeit sind „Parteilichkeit, Partizipation und Ganzheitlichkeit“ (ebd.). Im Zuge der Debatte um Heteronormativität gerät auch die feministische Mädchenarbeit in die Kritik binäre Differenzlinien zu verfestigen und Ansätze *queerfeministischer* und *heteronormativitätskritischer Mädchen*arbeit* entstehen.

Der Gegenentwurf des *Trans*Raums* soll eine Vielfältigkeit sexueller und geschlechtlicher Identität erfahrbar machen, „wobei Konstruiertheit und Kontingenz von Identitäten ... im Fokus stehen und ‚Mädchen‘ somit nicht als eindeutige, widerspruchsfreie Kategorie zu denken sind“ (ebd.). Im Zuge dieser Debatte wird auch die Schreibweise verändert und wahlweise ein Unterstrich (vgl. ebd.) oder Asterisk verwendet, um die Mehrdimensionalität des Begriffes Mädchen* sichtbar zu machen (vgl. Schierer 2023, S. 11). Zunehmend wird die Mädchen*arbeit um intersektionale Perspektiven erweitert, wie Anfang der 2000er Jahre mit Ansätzen von *Critical whiteness* und *Empowerment*. Diese stellen eine Abkehr von der defizitorientierten Sicht des „zu rettenden, unterdrückten Mädchen of Color“ (Fröhlich 2018) dar. Die Mädchen*arbeit erfährt eine stetige Weiterentwicklung und debattiert die eigene Ausrichtung. Ein zentraler Diskursgegenstand sind Fragen der Arbeit in geschlechtshomogenen Settings „und es wird versucht, Ansätze, die eine Geschlechtshomogenität annehmen, kritisch-produktiv mit Konzepten einer heteronormativitätskritischen Mädchenarbeit zu verbinden“ (ebd.).

3.3 Jungen*arbeit

Der *Verein für Jungenarbeit Hamburg e.V.* definiert *Jungen*arbeit* als

„pädagogische und soziale Arbeit mit Jungen und jungen Männern in der Auseinandersetzung mit individuellen und gesellschaftlichen Vorstellungen von Männlichkeiten bzw. Junge-/Mann-Sein. Dabei werden sie begleitet, ihre bisherigen Rollenvorstellungen und Männlichkeitskonzeptionen zu reflektieren und ermuntert, neue individuelle Wege auszuprobieren.“ (Jungenarbeit Hamburg e.V. o.J.)

Die Jungen*arbeit entstand in den 1980er Jahren (vgl. Prüfer 2016, S. 16) und beschreibt geschlechtsbezogene pädagogische Arbeit, „die sich – zunächst als Pendant zur Mädchen*arbeit – auf Jungen* fokussiert“ (Stecklina/Wienforth 2021, S. 323). In den 1990er Jahre bildeten sich Debatten um die Ausrichtung und spezifischen Ausgestaltungen des Arbeitsfeldes heraus. In den Diskussionen existieren verschiedene Bezeichnungen mit ihren jeweiligen Schwerpunkten wie beispielsweise die *parteiliche*, die *kritische*, die *antisexistische* oder die *emanzipatorische Jungenarbeit* (vgl. Prüfer 2016, S. 16). Zum Ende des Jahrzehnts weichen die Abgrenzungen der Suche nach Gemeinsamkeiten:

„Jungenarbeit ist in jedem Fall parteilich, weil sie Jungen mit (durchaus auch kritischer) Sympathie begleitet; emanzipatorisch, weil sie Jungen hilft, sich aus dem Panzer und dem Druck der starren Bilder von Männlichkeit zu befreien und ganzheitlich, weil sie die gesamte Person im Blick hat und alle Aspekte von Männlichkeit wahrnimmt.“ (Vogel 1997 zit. nach Prüfer 2016, S. 17)

Die institutionelle Verankerung von *Gendermainstreaming*² Anfang der 2000er Jahre führt in der geschlechtsspezifischen Arbeit anfangs zu Legitimierungsdruck und finanziellen Kürzungen, bringt dieser jedoch insgesamt einen enormen Fortschritt, da sich der Methodenmix von

²Gendermainstreaming ist ein Prinzip, das die Gleichstellung zwischen den Geschlechtern in Institutionen und politisch umsetzen soll und „bedeutet, soziale Ungleichheiten zwischen Frauen und Männern in allen Bereichen, Entscheidungsprozessen, Vorhaben und Maßnahmen bewusst wahrzunehmen und von vornherein zu berücksichtigen.“ (Bargen/Blickhäuser 2015, S. 15)

geschlechtsheterogenen, wie -homogenen Angeboten durchsetzt. Jungen*arbeit wird explizit als ein Teil des Methodenmixes geschlechtsorientierter Arbeit verstanden (vgl. Prüfer 2016, S. 17).

Jungen*treffs als Teil der Offenen Kinder- und Jugendarbeit sollen Jungen* einen sicheren und partizipativen Raum zum Experimentieren und Reflektieren eigener Geschlechterrollen bieten und sie darin fördern, einen „selbstbestimmten, emanzipatorischen, kritischen und verantwortungsbewussten Umgang mit Männlichkeitsanforderungen und -ressourcen“ (Melcher 2021, S. 555) zu entwickeln. Themen sind dabei beispielsweise die Suche nach der eigenen Geschlechtsidentität, der Umgang mit den eigenen Gefühlen, das Ziehen und Akzeptieren von Grenzen, Kommunikation, Konfliktbewältigung, ein positives Körperbild oder der Umgang mit Mädchen* (vgl. ebd.).

Auch die Jungen*arbeit steht in der Kritik, in einer heteronormativen Sichtweise Rollenbilder zu verfestigen. Der Diskurs in den letzten zwei Jahrzehnten zielte auf eine erweiterte Sicht auf Geschlecht ab. So fließen zunehmend queere und intersektionale Perspektiven in Theorie und Praxis der Arbeit ein (vgl. Stecklina/Wienforth 2021, S. 324) und der Begriff Jungenarbeit wird um das Asterisk zu Jungen*arbeit erweitert (vgl. BAG Jungenarbeit 2016, S. 2). Auch das eindimensionale Setting von Jungen*arbeit als Gruppenarbeit und die Prämisse männlich geführter Jungen*arbeit ist Teil des Erweiterungsdiskurses (vgl. Stecklina/Wienforth 2021, S. 324).

3.4 Queere Perspektiven auf Pädagogik

Im Folgenden werden Denk- und Handlungsansätze einer queeren Sicht auf Pädagogik dargestellt.

Queere Pädagogik heißt nicht lediglich, Menschen der LGBTQI-Community anzuerkennen, sondern auch eine Reflexion darunterliegender Machtstrukturen, Diskriminierungen und Privilegien (vgl. Hartmann 2014, S. 28). Zunächst geht es um ein Bewusstsein darüber, dass „geschlechtliche und sexuelle Konstruktions- und Konstitutionsprozesse im Rahmen alltäglicher Praxen in allen Einrichtungen der Sozialen Arbeit“ (Hartmann 2014, S. 23) stattfinden. Als Herausforderung für die Pädagogik steht die Vermittlung normativer Positionierung versus die queere Forderung nach „radikaler Kritik jeglicher Normativität“ (Engelmann/Kenkliß 2021, S. 29) im Mittelpunkt. In der Umsetzung von queerbezogener Pädagogik zeigen sich immer wieder Schwierigkeiten in der Theorie-Praxis-Ableitung. So wird beispielsweise kritisiert, dass Mädchen*- und Jungen*arbeit als geschlechtsspezifische Pädagogik immer an der binären, heterosexuellen Norm ansetzt (vgl. Hartmann 2012, S. 25). Jutta Hartmann stellt dem ihren Ansatz einer *Pädagogik vielfältiger Lebensweisen* gegenüber, mit der Absicht

„vorherrschende Identitätsannahmen und Normalitätsvorstellungen produktiv zu irritieren, die Dualitäten von Geschlecht und Sexualität zu verflüssigen und deren

Konstruktionsmechanismen selbst zum Gegenstand pädagogischer Auseinandersetzung zu machen.“ (ebd., S. 25)

Die Grundherausforderung queerer Pädagogik der Umgang mit Gleichem und Unterschiedlichem, also dem Arbeiten entlang von Differenzkategorien, die immer Bezugspunkte in der Praxis bilden. Pädagogik an sich bleibt demnach „un-*queer*“ (Engelmann/Kenkli 2021, S. 38), kann aber durch eine selbstreflexive Haltung und Bewusstseinsbildung Verantwortung übernehmen (vgl. ebd., S. 30). Ein daraus resultierendes und wiederkehrendes Element queerer Pädagogik ist demnach das Scheitern. Demnach geht es weniger um einen ‚richtige‘ Arbeitsweise, sondern vielmehr um den Umgang mit diesem Scheitern, denn das ist es, was queere Pädagogik letztlich ausmacht (vgl. ebd., S. 36). Der Anspruch muss dabei nicht sein, alles zu wissen, sondern vielmehr eine „offene, empathische und neugierige Haltung gegenüber den Themen Gender, sowie geschlechtlicher und sexueller Vielfalt“ (Müller/Plutschow/Sutter 2022, S. 366) zu zeigen.

Kritik gibt es an der Bezeichnung etwas *queeren* (z.B. pädagogische Arbeit). Dies kennzeichnet einerseits das aktive Tun, andererseits ist es queertheoretisch problematisch, da *queeren* darauf ausgelegt ist zu produzieren und die Normalität zu unterbrechen, deswegen kann es nie einfach integriert und eingepasst werden (vgl. ebd., S. 31 f.).

„Statt also auf die einzelnen queeren Handlungen zu hoffen, die logisch nicht ausführbar sind, insofern Queeren eben immer nur eine Absetzbewegung darstellt und also immer nur im Verein mit entsprechend gequeerten Handlungen, d. h. Weltinterpretationen, aufzutreten vermag, kann eine queere Perspektive und eine queerende Praxis als parallaktische und verschiebende Bewegung verstanden werden, die letztlich nur anders und nicht besser ist.“ (ebd., S. 32)

Bei einer aktiven Gestaltung queerer Sozialer Arbeit geht es darum, im pädagogischen Handeln bewusst Irritation zu stiften und Impulsgeber*in für die Reflexion von sexueller und geschlechtlicher Norm zu sein. Beispielsweise kann das Fragen der Adressat*innen nach ihren Pronomen für Irritationen sorgen, aber auch eine Erweiterung des Möglichkeitsraumes der eigenen Identitätsbildung schaffen (vgl. Hartmann 2014, S. 27 f.). Identitätspositionen können weiterhin benutzt werden und „bei jedem bestimmten Einsatz ihre Unbestimmtheit zumindest mit anklingen gelassen wird...[um] sie gleichzeitig auch zu dekonstruieren“ (ebd., S. 28). Queere Bildung bietet die Möglichkeit Jugendlichen alternative Horizonte aufzuzeigen (vgl. ebd., S. 28 f.). Ein weiterer Handlungsansatz einer queerer Pädagogik ist etwa die Sichtbarmachung von Geschlechtervielfalt durch geschlechtergerechte Sprache und Raumgestaltung (z.B. Regenbogenfahnen aufzuhängen) (vgl. ebd.). Bei Angeboten, die sich explizit an queere Jugendliche richten gilt es mitzudenken, dass eine Teilnahme mit einem ungewollten Outing einhergehen kann. Insgesamt kann es sinnvoll sein, sich für die Konzeption und Ausrichtung Fachberatung einzuholen (vgl. Müller/Plutschow/Sutter 2022, S. 358).

4. Empirischer Stand der relevanten Forschung

Das Feld der empirischen Untersuchungen der Offenen Kinder- und Jugendarbeit findet besonders in den letzten Jahren eine starke Ausdifferenzierung. In dem 2011 erschienenen Buch „Empirie der Offenen Kinder- und Jugendarbeit“ weist Herausgeber Holger Schmidt noch auf fehlende empirische Forschungsstände hin und verfasst eine Sekundäranalyse und theoretische Einordnung des empirischen Forschungsstandes zur Offenen Kinder- und Jugendarbeit von 1950-2009 (vgl. Schmidt 2011, S. 7 f.). Den fehlenden Längs- und Querschnittstudien wurde mit den bundesweiten Befragungen von Jugendzentren durch das *Deutsche Jugendinstitut* (DJI) Abhilfe geschaffen. Das DJI hat in den Jahren 2011 sowie 2017/18 bundesweite quantitative Erhebungen zum Stand der Offenen Kinder- und Jugendarbeit durchgeführt und dazu mehr als tausend Einrichtungen befragt. Die Ergebnisse der zweiten Befragung wurden in dem Buch „Herausforderungen in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit“ (vgl. Mairhofer et al. 2022) veröffentlicht, mit den Daten der Erhebung aus dem Jahr 2011 verglichen sowie aktuelle Herausforderungen für das Arbeitsfeld im Allgemeinen beschrieben (vgl. Deutsches Jugendinstitut e.V. 2022). Das Buch „Potentiale der Offenen Kinder- und Jugendarbeit“ (Deinet et al. 2017) umfasst Ergebnisse einer Forschung in Nordrhein-Westfalen. Mit einem Mix aus quantitativer und qualitativer Forschung wurden nicht nur die Innenperspektiven der Profession untersucht, sondern auch die Sichtweisen von Kooperationspartner*innen, Besucher*innen und Nichtbesucher*innen sowie Politik und Verwaltung in den Blick genommen (Deinet et al. 2017, S. 13).

Auf dieser Grundlage wird im Folgenden dargestellt, wie die Grundstrukturen der Offenen Kinder- und Jugendarbeit aussehen, um das Handlungsfeld verstehen und weitere Ausarbeitungen einordnen zu können. Dabei liegt der Fokus, sofern dies aus den Allgebeindaten hervor geht, auf genderspezifischen Erkenntnissen. Die Studien erfassen alle nur binäre Geschlechterkategorien, weswegen diese in der Darstellung der Studienergebnisse übernommen werden.

4.1 Querschnitt Offene Kinder- und Jugendarbeit

Insgesamt lässt sich sagen, dass das Handlungsfeld der Offenen Kinder- und Jugendarbeit sehr vielfältig und unterschiedlich aufgestellt ist. So lassen Allgebeindaten nicht immer Rückschlüsse auf einzelne Einrichtungen zu und geben oft einen Durchschnittswert an, der nur allgemeine Tendenzen aufzeigt. Neben individuellen Schwankungen sind häufige ausschlaggebende Faktoren der Unterschied zwischen Ost- und Westdeutschland, sowie Stadt und Land.

Personelle Ausstattung

Die Anzahl hauptamtlicher Mitarbeiter*innen, sowie die Qualifizierung des gesamten Personals in Jugendzentren entscheidet über die Qualität des Angebots. Wie viele der

Jugendzentren in Deutschland über kein hauptamtliches Personal verfügen, lässt sich nicht einfach bestimmen. Je nach Einrichtungstyp sind Sozialarbeiter*innen für mehrere Jugendzentren zuständig. In der DJI-Erhebung verfügen 9% der Jugendzentren über kein hauptamtliches Personal, wobei sich ein starkes Stadt-Land-Gefälle zeigt. In Großstädten sind die Einrichtungen am seltensten und in Landgemeinden am häufigsten ehrenamtlich geführt. Einrichtungen mit hauptamtlichen Fachkräften verfügen im Bundesdurchschnitt über 2,6 Stellen, die jedoch in der Mehrzahl auf Teilzeitfachkräfte verteilt sind. Hinzu kommen weitere Beschäftigte wie Honorarkräfte, Jahres- und Berufspraktikant*innen, Freiwilligendienstler*innen und Ein-Euro-Jobber*innen. Letztere sind vor allem für handwerkliche Aufgaben eingestellt, während die Aufgaben der anderen Beschäftigten im pädagogischen Bereich liegen. 70% der Einrichtungen benennen die Beschäftigten ohne Festanstellung als bedeutsam für ihre Arbeit. In Einrichtungen, die über hauptamtliche Ressourcen verfügen, sind etwa 30% der Stellen befristet. Diese Zahl liegt weit über dem Bundesdurchschnitt von Befristungen im Arbeitsverhältnis (8%) (vgl. Mairhofer et al. 2022, S. 30-36).

Räume und Raumnutzung

Im Hinblick auf die räumlichen Ressourcen, über die Einrichtungen verfügen, lassen sich starke Schwankungen erkennen. Im Median verfügen sie über fünf Räume auf einer Gesamtfläche von 200 Quadratmetern. Die Größe der Einrichtungen wird auch bestimmt von der Lage und ist von Großstadt (sieben Räume) nach Landgemeinde (drei Räume) absteigend. Was die Ausstattung betrifft, verfügen die allermeisten Jugendzentren über eine Küche (93%) und einen Außenbereich (83%). Etwa die Hälfte der Einrichtungen verfügt über einen Hausaufgaben-/Kursraum (54%), eine Werkstatt (44%) und ein Internetcafé (42%). Weniger als ein Drittel verfügen über einen Bandproberaum (27%), einen Fitnessraum (16%), ein Tonstudio (15%) oder ein Fotolabor bzw. einen Raum für Videoschnitt (9%). Auch hier zeigt sich ein absteigendes Stadt-Land-Gefälle (vgl. ebd., S. 37 ff.).

Die überwiegende Anzahl der Einrichtungen (93%) gibt an, Hauptnutzer*in der Räumlichkeit zu sein. Gründe für geteilte Räumlichkeiten sind fachliche und finanzielle Überlegungen. 75% der Einrichtungen geben an, ihre Räume auch für andere Nutzung wie etwa private Raumnutzung, Jugendverbände, soziale Organisationen oder Schulen zur Verfügung zu stellen (vgl. ebd., S. 39 ff.).

Öffnungszeiten und -tage

Die Öffnungszeiten und -tage sind ein wichtiger Indikator dafür, welche Zielgruppe Jugendzentren erreichen können und wollen. Auch hier schwanken die Angaben der Einrichtungen stark. Während 7% der Häuser angeben keine Schließtage zu haben, liegt der Durchschnitt bei 4,7 Öffnungstagen und einer Stundenanzahl von 30,5 pro Woche. In der Regel sind Jugendzentren an Werktagen geöffnet und weniger als ein Drittel bieten Öffnungszeiten am Wochenende an. Indikatoren für längere Öffnungszeiten sind eine höhere Anzahl an freiwilligen

Helfer*innen, Stammbesucher*innen, hauptamtlichem Personal, sowie ein höheres Durchschnittsalter der Besucher*innen. Außerdem haben Einrichtungen in Großstädten und solche, die hinsichtlich der Nachmittagsbetreuung mit Schulen kooperieren, länger geöffnet. Im Median sind Jugendzentren unter der Woche von 14-20 Uhr und am Wochenende von 14-19 Uhr geöffnet (vgl. ebd., S. 42-49).

Angebote

Einen offenen Treff bieten fast alle der befragten Einrichtungen an (94%). Auch Ferienfreizeitangebote (85%) sowie musisch-künstlerische Aktivitäten (76%) zählen zur Angebotspalette der meisten Jugendzentren. Weitere häufig vertretene Angebote sind: Angebote mit Eventcharakter (78%), Beratung (74%), Erlebnis- und Sportangebote (67%) sowie Vorbereitung auf das Berufsleben (67%).

In der Erhebung der Angebote öffnet sich die DJI-Befragung einmalig für weitere geschlechtliche Realitäten jenseits der binären Logik, indem nach genderspezifischen Angeboten und solchen für LSBT³-Jugendlichen gefragt wird. Etwa die Hälfte der Einrichtungen (53%) geben an, genderspezifische Angebote zu haben, was einem Rückgang von 8% seit 2011 entspricht. In 5% der Einrichtungen gibt es explizite Angebote für LSBT-Jugendliche (vgl. ebd., S. 51). Zu Geschlechtsspezifischen Angeboten erläutert Schmidt, diese werden

„in der Mehrzahl für Mädchen in der Form von Gruppenangeboten, der Bildungsarbeit und Bewegungs- und Kreativangeboten angeboten [...]. Jungenarbeit scheint eher untergeordnet eine Rolle zu spielen (ca. 30% der Einrichtungen).“ (Schmidt 2011, S. 36)

Bei der Jungen*arbeit benennt Schmidt zudem eine Forschungslücke (vgl. ebd., S. 79). Obwohl also Schriften über die Genderorientierte Offene Kinder- und Jugendarbeit nicht ohne den Satz ‚Jugendarbeit ist Jungenarbeit‘ auskommen, ist diese Jungen*arbeit offenbar wenig mit Substanz gefüllt. Es nutzen zu einem überwiegenden Teil Jungen* Einrichtungen, trotzdem ist die Jungen*arbeit als Konzept eher unterrepräsentiert.

Beratung

Beratung gilt als „unterschätzte Funktion“ (Peucker et al. 2015, S. 32) der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Ein Großteil der Jugendzentren bietet Beratung an und das niedrigschwellige und alltagsnahe Setting eröffnet dabei Chancen und erreicht Zielgruppen, die reine Beratungsinstitutionen oft nicht erreichen können. Allerdings verfügen auch Fachkräfte häufig nicht über spezifisches Fachwissen, weshalb sie oft auf externe Beratung verweisen müssen (vgl. ebd.). Herausfordernd für die Einrichtungen ist es, die Beratung im Sinne der Offenheit der Jugendzentren so zu gestalten, dass der „Charakter der Einrichtung als Ort ohne offensive pädagogische Einflussnahme nicht eingeschränkt wird“ (ebd.). Die Art und Weise der Beratung ist dabei vielfältig. Es gibt zum einen klar definierte zielgruppenspezifische Beratungsangebote wie die

³ „Abkürzung für Lesbisch, Schwul, Bisexuell, Transgender“ (Mairhofer et al. S. 83).

Jugendberufsberatung. Zum anderen findet Beratung häufig unter flexiblen Gegebenheiten statt. So ergeben sich in der Alltagsinteraktion Beratungssituationen, die im jeweiligen Setting stattfinden, ins Büro verlagert werden können oder es werden spezielle Termine zur Beratung vereinbart (vgl. Mairhofer et al. 2022, S. 122 f.).

Die DJI-Studie untersucht die Beratungsbedarfe, die laut den Einrichtungen von Besucher*innen herangetragen werden. Zu den wichtigsten Bedarfen zählen demnach: Beziehungen und Freund*innenschaften (90%), Schule (88%), Konfliktberatung (86%) und Beratung zum Übergang von Schule-Beruf (85%). Für die weitere Forschung relevante Angaben sind möglicherweise: Beratung zu Familie (77%), Sexualität (60%), Gewalt (58%), Schwangerschaft (29%) und sexuellen Übergriffen (22%). Im Vergleich zu den Zahlen der Erhebung aus dem Jahr 2011 lassen sich keine großen Schwankungen erkennen. Erstmals wurde 2018 auch Beratung zu sexueller Orientierung und Geschlechteridentität untersucht. Der Bedarf liegt bei 24% (vgl. ebd., S. 128). Erkennen lässt sich also, dass es einen grundsätzlichen Beratungsbedarf an Themen rund um Gender und Sexualität gibt. Die Zusammenfassung von Geschlechtsidentität und Sexualität in der DJI-Studie lässt dabei jedoch wenig Rückschlüsse darauf zu, welche Themen dabei im Vordergrund stehen und welche Bereiche die Fachkräfte auf dem Fragebogen wie bewerteten⁴. Ein signifikanter Unterschied der angegebenen Beratungsbedarfe zeigt sich in der Verknüpfung mit spezifischen Angeboten zu den jeweiligen Themen. So geben Einrichtungen mit Angeboten für LSBT-Jugendliche einen Beratungsbedarf von 71% zu dem Thema an, während der Bedarf bei Jugendzentren ohne entsprechende Angebote nur bei 21% liegt (vgl. ebd., S. 131). Im Weiteren wurde gefragt, inwiefern Fachwissen zu den einzelnen Beratungsbedarfen vorliegt. So wurde angegeben, dass Fachwissen zu Sexualität in 29% der Einrichtungen und zu sexueller Orientierung/Geschlechtsidentität in 16% der Einrichtungen vorliegt (vgl. ebd., S. 133 f.). Während im Schnitt wenig Fachwissen zu den Themen Sexualität und Geschlechtsidentität besteht, vermittelten lediglich 3% der befragten Einrichtungen LSBT-Jugendliche an spezielle Beratungsstellen weiter. Im Vergleich: Die Beratungsvermittlung an das Jugendamt liegt bei 74% und Vermittlung an Berufsberatungen bei 50% (vgl. ebd., S. 140). Die Vermittlung an Beratungsstellen ist jedoch auch abhängig von deren Verfügbarkeit. So wird im ländlichen Bereich „eher an psychologisch-therapeutische Praxen verwiesen – vielleicht aufgrund eines Mangels an thematisch spezialisierten Beratungsstellen“ (ebd., S. 141), während großstädtische Einrichtungen häufiger an spezifische Beratungsstellen wie solche für LSBT-Jugendliche vermitteln (vgl. ebd.).

⁴Beispiel: Beratung von Sexualität umfasst auch die sexuelle Orientierung, diese wird dann aber nochmal gesondert befragt. Die hier vorgenommene Gleichsetzung von Sexualität und geschlechtlicher Orientierung könnte zusätzlich dazu führen, dass Fachkräfte ‚Beratung zu geschlechtlicher Orientierung‘ auch in dem Punkt ‚Beratung zu Sexualität‘ mitmeinen.

*Die Besucher*innen*

Wer die Offene Kinder- und Jugendarbeit nutzt, hängt von verschiedenen Faktoren ab: Die Lebenslagen der Kinder und Jugendlichen selbst, die Außenwahrnehmung sowie Erreichbarkeit der jeweiligen Einrichtung oder andere Angebote in der Region. Doch auch die Jugendzentren selbst limitieren den Zugang zu den Einrichtungen durch Altersgrenzen. Fast alle (98%) weisen eine untere Altersgrenze (Mittelwert 8,3 Jahre) auf und 81% haben eine obere Grenze für das Alter (Mittelwert 23,5 Jahre). Die meisten Jugendlichen, die die Einrichtungen besuchen, sind 9-13 Jahre (29%) bzw. 13-17 Jahre (31%) alt (vgl. Mairhofer et al. 2022, S. 53-57). Schmidt beschreibt, dass Jugendzentren vor allem von Jugendlichen aus sozialschwachen Milieus genutzt werden (vgl. 2011, S. 55). Gymnasiast*innen nutzen deutlich seltener Jugendzentren als Jugendliche, die Haupt- und Realschulen besuchen (vgl. Mairhofer et al. 2022, S. 58 f.). 44% der Besucher*innen haben einen Migrationshintergrund, wobei die Angaben zwischen Stadt und Land (Großstadt 58%, Landgemeinde 17%) und zwischen Ost- und Westdeutschland (West 52%, Ost 19%) stark voneinander abweichen (vgl. ebd., S. 61).

Besuchsgründe

Jugendzentren bieten Kindern und Jugendlichen einen Ort der Gemeinschaft, in dem sie Halt finden und sich orientieren können. Gerade weniger privilegierte Jugendliche würden in ihrer Lebensentfaltung meist behindert und fänden in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit „eine Ressource zur Verbesserung der eigenen Lebensbedingungen“ (Schmidt 2011, S. 59). Die Besucher*innen suchen nach ihresgleichen, also „Gleichaltrige mit gleichen Einstellungen zum Leben und persönlichen Eigenschaften, weniger eine Übereinstimmung der Hobbys oder der Kleidung“ (ebd.). Hohe Besuchszahlen von Jugendzentren gehen einher mit bestimmten institutionellen Merkmalen:

„Geselligkeit und Unterhaltung, starke Partizipation, starke Bindung an andere Besucher*innen, gemeinsamer Besuch mit Freunden*innen, Sport und Spiel, Differenzierung der Betätigungsmöglichkeiten sowie die Möglichkeit, neue Freunde*innen kennenzulernen.“ (Schmidt 2011, S. 57)

Eine gute materielle Ausstattung der Jugendzentren hingegen korreliert nicht unbedingt mit einer häufigen Nutzung. Vielmehr geht es um die Möglichkeiten und Aktivitäten, die sich daraus ergeben. Die Besucher*innen präferieren vor allem offene und unverbindliche Angebote. Bildungs- und allgemein verbindliche Gruppenangebote sind in der Regel weniger beliebt. Allerdings zeigen bestimmte Studien, dass Mädchen eher und teilweise ausschließlich feste Gruppenangebote in Jugendzentren nutzen. Zu kurz kommt für Jugendliche das Beratungsangebot in den Einrichtungen (vgl. ebd., S. 57 ff.).

In der Schulbefragung von Deinet et al. wurde nach Besuchsgründen für Jugendzentren gefragt. Als Hauptgründe werden dabei angegeben: Freund*innen besuchen es auch (78%), Internetzugang (65%) sowie sportliche Angebote wie Tanz und Fußball (65%). Während sich die meisten Angaben von Mädchen und Jungen hier decken, weisen andere Angaben deutliche

Unterschiede auf. Kicker, Billard und Flipper werden von 64% der Jungen präferiert, aber von nur 36% der Mädchen. Eine noch stärkere Tendenz findet sich bei dem Wunsch nach Spielkonsolen (71% zu 24%). Künstlerische und Kreativangebote wünschen sich 45% der Mädchen und nur 15% der Jungen (vgl. Deinet et al. 2017, S. 84).

Geschlechtliche Verteilung

Was die geschlechtliche Verteilung angeht, so bestätigt sich auch in der DJI-Studie, dass in der Gesamtschau mehr Jungen (62%) als Mädchen (38%) die Angebote der Offenen Kinder- und Jugendarbeit nutzen. Dabei gilt es jedoch regionale und einrichtungsspezifische Gegebenheiten zu beachten. Beispielsweise geben 16% der befragten Einrichtungen an, in der Mehrzahl und 1,2% ausschließlich von Mädchen genutzt zu werden. 0,5% der Einrichtungen werden ausschließlich von Jungen besucht. Die wenigsten Besucherinnen finden sich in der Altersspanne von 13-19 sowie in Einrichtungen in Mittel- und Kleinstädten (vgl. Mairhofer et al. 2022, S. 57 f.). Insgesamt lässt sich festhalten:

„In den seltensten Fällen richtet sich eine Einrichtung ausschließlich an ein Geschlecht. Es sind vielmehr einzelne Angebote, die eine geschlechtsspezifische Ausrichtung haben.“ (ebd., S. 58)

Auch Schmidt beschreibt, dass sich ein geschlechtliches Ungleichgewicht bei den Besucher*innen in zahlreichen Studien seit den 1970er Jahren zeigt. Eine deutlich homogenere Verteilung findet sich bei den jüngeren Besucher*innen bis 12 Jahren und in kleinen Einrichtungen (vgl. Schmidt 2011, S. 51). Das Bild ist jedoch nicht in allen Untersuchungen eindeutig: „Peters et al. (1984) stellen [...] eine relativ homogene Geschlechterverteilung der Besucher/innen fest, allerdings eine signifikant längere Verweildauer der männlichen Besucher“ (ebd., S. 52).

Im Zusammenhang von Migrationshintergrund und Geschlechterverteilung zeigt sich, dass bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund Jungen überproportional und Mädchen unterproportional die Einrichtungen nutzen. Ohne dies tiefergehend zu erläutern, wird als Ursache dieser Tendenz beschrieben: „Besucherinnen mit Migrationshintergrund wird der Besuch eines Jugendzentrums häufig von ihren Eltern verboten“ (Schmidt 2011, S. 55).

4.2 Genderspezifische Forschung in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit

Eine Vielzahl an Literatur und Forschung zu Gender in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit nimmt konkrete Bezüge nur sekundär in den Blick oder nimmt keine Verknüpfung mit der Praxis vor. Daneben existiert eine Reihe an grauer Literatur, Arbeitshilfen und Konzepten von Jugendverbänden, Trägern und Einrichtungen. Das DJI stellt ein sechsseitiges Dokument bereit, welches einen Überblick zu dieser Literatur gibt (vgl. DJI 2007). Folgend werden zwei Studien vorgestellt, die sowohl Konzeptentwicklung als auch Handlungsempfehlungen für die Praxis enthalten. Im Weiteren folgen zwei Abschnitte, die bisher angeführte Erkenntnisse ergänzen und diskutieren.

4.2.1 Mädchen in Häusern der offenen Tür

Die Studie „Mädchen in Häusern der Offenen Tür“ wurde im Jahr 1985 von Gitta Trauernicht und Michela Schumacher durchgeführt und 1987 publiziert. Grundlage waren der 6. Jugendbericht der Bundesregierung und weitere Untersuchungen, welche eine Benachteiligung von Mädchen in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit beschrieben hatten. Die Studie sollte dies untersuchen und erforschen, welche Maßnahmen zur Verbesserung der Einbeziehung von Mädchen in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit beitragen können (vgl. Schumacher/Trauernicht 1987, S. 1). Die Autorinnen benennen explizit eine binäre Zweigeschlechtlichkeit (z.B. vgl. ebd. S. 169), weshalb diese in der Beschreibung der Forschung nicht weiter ausdifferenziert wird.

Zunächst werteten Trauernicht und Schumacher den empirischen Forschungsstand zu dem Thema aus, führten Expert*inneninterviews und besuchten stichprobenartig Einrichtungen. Darauf folgte eine repräsentative quantitative Erhebung, die die geschlechtliche Verteilung in den Einrichtungen untersuchte. Zudem wurden in vier Einrichtungen konkret Ansätze mädchenorientierter Pädagogik durchgeführt und evaluiert. Zur Untermauerung und Ausdifferenzierung der repräsentativen Befragung führten Trauernicht und Schumacher qualitative Interviews. Den Abschluss des Projekts bildete eine Fortbildung zu Mädchenarbeit und die Entwicklung einer Arbeitshandreichung für Fachkräfte (vgl. Schumacher/Trauernicht 1987, S. 24-28). Im Folgenden werden zentrale Ergebnisse der Forschung dargestellt. Im Fokus liegen dabei die Beschreibungen der qualitativen Beobachtungen, die Analyse der Autorinnen und die Empfehlungen für die Praxis.

Im Vergleich zu anderen Untersuchungen beschreiben Trauernicht und Schumacher sehr explizit und differenziert die Situation von Mädchen in den Offenen Einrichtungen und untersuchen und beschreiben deren Lebenswelten: Demnach verbringen Mädchen verbringen ihre Freizeit eher zuhause, in kleinen gleichgeschlechtlichen Gruppen und in festen Freizeitangeboten, wie Vereinen. In den Häusern der offenen Tür nutzen sie eher feste Angebote als den offenen Treff. Diese Ausgestaltung ihrer Freizeit ist auch im Interesse der Eltern, die „die Freizeit von Töchtern stärker ... kontrollieren als die von Söhnen“ (Schumacher/Trauernicht 1987, S. 156). Im offenen Treff werden Mädchen, auch von Fachkräften, als ‚Anhängsel‘ wahrgenommen. Häufig sind sie sexistischem Verhalten und männlicher Dominanz von anderen Besuchern ausgesetzt. Haben Einrichtungen keinen guten Ruf, so besteht für Mädchen anders als für Jungen, eher die Gefahr ihren eigenen Ruf zu verlieren, wenn sie die Häuser besuchen. Auch die physisch-räumliche Gestaltung gängiger Einrichtungen richtet sich mit Billardtischen, Kickern oder Tischtennisplatten zumeist an Jungen. Trauernicht und Schumacher heben hervor, dass Mädchen in diesen ‚männlichen Territorien‘ also entweder direkt ausgegrenzt werden oder die Wahl haben, sich Diskriminierung auszusetzen oder Angebote gar nicht erst zu nutzen (vgl. ebd., S. 157 f.).

„In diesem ‚männlichen Territorien‘ stehen sie bereits aufgrund mangelnder Betätigungsmöglichkeiten und vorherrschender Jungendominanz auf dem ‚Präsentierteller‘ oder kommen in ‚Nadelöhr- und Laufstegsituationen‘.“ (ebd., S. 158)

Insgesamt wird beschrieben, dass die Einrichtungen in ihrer Ausgestaltung von Angeboten und Strukturen oft männliche Geschlechterstereotypen stärken, selbst wenn die Fachkräfte eigentlich den Anspruch haben diese durchbrechen zu wollen. So zeigt sich im Alltag des offenen Treffs häufig

„ein Zurückfallen männlicher und weiblicher Fachkräfte in Geschlechtsrollen-stereotype. Männliche Fachkräfte werden so zu ‚Kumpeln‘ der Jungen und ‚Märchenprinzen‘ der Mädchen. Weibliche Fachkräfte werden zu ‚Ersatzmüttern‘, ihnen obliegen die Beziehungsprobleme von Jugendlichen und die gemütliche Atmosphäre. Sie sind diejenigen, die für die Situation von Mädchen zuständig gemacht werden oder sich zuständig fühlen.“ (ebd., S. 159)

Die Autorinnen beschreiben, dass geschlechtsbezogene Arbeit in Teilen der befragten Einrichtungen stattfindet, diese aber nicht immer zu einer Verbesserung der Situation von Mädchen beiträgt. Insgesamt sind die Zeitkontingente für Mädchenarbeit gering und viele Fachkräfte nicht ausreichend ausgebildet (vgl. ebd., S. 160f.).

Im Weiteren werden Maßnahmen beschrieben, die Jugendzentren im Zuge der Geschlechtergerechtigkeit umsetzen sollten. So fordern Trauernicht und Schumacher zunächst eine offensive Nutzung der Offenen Kinder- und Jugendarbeit zur Stärkung von Mädchen. Hierzu sollten Einrichtungen spezielle Angebote für Mädchen ausbauen. Dabei sollte sich nicht nur auf die Mädchen konzentriert werden, die bereits die Einrichtungen nutzen, sondern durch gezielte Zusammenarbeit mit anderen Institutionen, Flyern, Fragebögen und Veranstaltungen neue Zielgruppen erschlossen werden. Hier sollte auch darauf Bezug genommen werden, welchen Ruf Einrichtungen haben und gegebenenfalls Aktionen für Mädchen in anderen Räumlichkeiten begonnen werden (vgl. ebd., S. 164). Insgesamt sei ein Perspektivwechsel in der Betrachtung von Mädchen notwendig. Weg vom defizitären Blick, der vor allem nach Ausgrenzung und fehlender Teilhabe schaut, hin zu der Betrachtung von Mädchen als eigenständige und eigenwillige Subjekte. Mädchen werde häufig eine Opferperspektive oder passive Schuld zugesprochen, wenn sie ihre Rolle annehmen oder sich nicht proaktiv dagegen wehren (vgl. ebd., S. 165 f.). Mit einem Paradigmenwechsel, der diese Denkmuster verlässt „wird ein Zugang zu Mädchen eröffnet, der dem Entwertungsprozess von Mädchen eine neue Ernsthaftigkeit und Parteilichkeit entgegensetzt“ (ebd., S. 166). Dazu müssen Fachkräfte das Thema Mädchenarbeit auf ihre Agenda setzen und in Teamsitzungen, Arbeitskreisen und Supervision bearbeiten und reflektieren. Doch eine reine Mobilisierung von Mädchen für den Offenen Treff reicht nicht aus. Fachkräfte brauchen ausreichende Qualifizierung auf dem Gebiet und sollen Mädchenarbeit langfristig, strategisch und vor allem zielgruppenorientiert planen (vgl. ebd., S. 167 f.).

„Ein Verständnis davon, daß **Mädchenarbeit nicht zusätzlicher Bereich, sondern integrativer Bestandteil von Jugendarbeit ist** (Herv. i. O.), muß sich vor allem auch bei Jugendpflegern/innen, Abteilungsleitern/innen, Jugendamtsleitern/innen, Jugendpflege etc. und allen in außerkommunalen Trägerbereichen mit Jugendarbeit befaßten Fachkräften durchsetzen.“ (ebd., S. 170)

Weiter führen sie an: Nicht nur ein Paradigmenwechsel in Haltung und Konzeption ist dringend notwendig, sondern auch eine architektonische Veränderung der Einrichtungen sowie die Anpassung der sächlichen Ausstattung. Um die männliche Dominanz zu brechen, sind teils nur kleine räumliche Veränderungen notwendig. Billardtische, Tischkicker und Tischtennisplatten können in andere Räume verlegt werden und weitläufige Räume mit Sichtschutzelementen und Raumteilern in kleinere Bereiche unterteilt werden. Auch die Schaffung eines eigenen Mädchenraumes bestenfalls mit eigenem Eingang erweist sich als hilfreich (vgl. ebd., S. 170).

„Eine bloße und dauerhafte Ausgrenzung der Mädchen durch Raumbeschränkung würde der grundsätzlich intendierten offensiven Inanspruchnahme Offener Türen durch Mädchen und einer integrierten pädagogischen Konzeption jedoch entgegenstehen und einen Verzicht auf Notwendiges und Machbares bedeuten.“ (ebd., S. 171)

Trauernicht und Schumacher benennen weiter Hürden, die die Umsetzung von geschlechtsspezifischer Arbeit häufig behindern:

- Bei fehlendem Anschub von außen zeigt sich bei Fachkräften häufig eine gewisse Bewegungslosigkeit, was Veränderungen in der Einrichtung angeht.
- Für Außenstehende gibt es eine zu geringe Sichtbarkeit in der Veränderung der Arbeit.
- In der Praxis gibt es oft ein verkürztes Verständnis in der Umsetzung geschlechtsspezifischer Arbeit.
- Fachkräfte haben die Annahme, exklusive Räume oder Öffnungszeiten für Mädchen stünden dem Paradigma der Offenheit entgegen. Tatsächlich sind Einrichtung jedoch für Mädchen häufig aufgrund der beschriebenen ausgrenzenden Faktoren nicht offen.
- Mädchenarbeit agiert gegen die Koedukation⁵ und steht für eine rückschrittliche und überholte traditionelle Pädagogik (vgl. ebd., S. 171 f.).
- Pädagoginnen mit Erfahrung auf dem Gebiet wandern aufgrund negativ empfundener Arbeitszusammenhänge in andere Berufsfelder ab. Somit gibt es insgesamt einen Mangel „an Pädagoginnen, die souverän und offensiv vorhandene Möglichkeiten nutzen“ (ebd., S. 172).
- Die Fehlannahme, sei ist nicht möglich, räumliche und sachgegenständliche Veränderungen vorzunehmen (vgl. ebd.).

Die Autorinnen heben hervor, dass für eine Umgestaltung von Einrichtungen die Anpassung fachpolitischer Rahmenbedingungen unabdingbar ist.

⁵ Unter Koedukation wird die gemischtgeschlechtliche Erziehung von Kindern verstanden (vgl. Rauw/Drogand-Strud 2013, S. 227).

„Stützende Rahmenbedingungen hierfür sind die Bedarfsabdeckung an Konzeptionsentwicklung, Information, Dokumentation, Fortbildung, Praxisberatung, Arbeitskreisen und Öffentlichkeitsarbeit.“ (ebd., S. 172)

Ein wichtiger Bestandteil für die Konzeptionsentwicklung ist, dass Fachkräfte ihre Erkenntnisse aus der Praxis verschriftlichen, um eine Brücke zwischen Theorie und Praxis zu schlagen. Weiter fordern die Autorinnen eine breite wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Mädchenarbeit. Zudem müssen Träger Mädchenarbeit zum Gegenstand von Fortbildungen, Fachtagen und Praxisberatung machen und priorisiert weibliche Fachkräfte einstellen (vgl. ebd., S. 173 f.).

4.2.2 Genderreflektierende Offene Jugendarbeit

Das Projekt „Genderreflektierende Offene Jugendarbeit“ des *Dachverbandes Offene- Kinder- und Jugendarbeit Schweiz* (DOJ) verbindet Forschung und Weiterbildung miteinander. Ziel ist eine Verankerung queerer, intersektionaler sowie Genderthemen in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Anhand der Forschungsfrage „Wie ist Offene Jugendarbeit in der Deutschschweiz konkret gestaltet?“ (Duttweiler 2020, S. 17) untersuchten Fachkräfte in Tandem-Teams mit ethnographischen Methoden jeweils die Einrichtung der anderen Person und konnten so die Vielfältigkeit der Herangehensweisen und räumlicher und methodischer Gestaltung der Offenen Kinder- und Jugendarbeit darstellen (vgl. ebd.). Publiziert wurden die Ergebnisse ausführlich in dem Buch „Offene Kinder- und Jugendarbeit in der Schweiz“ (Fuchs/Gerodetti/Gerngroß 2022), in Fachzeitschriften sowie als 20-seitige Broschüre für die Praxis. Das Konzept von Duttweiler et al. ist nicht nur die aktuellste Veröffentlichung in dem Bereich, sondern greift auch andere relevante Forschungsergebnisse auf, weswegen es als zentraler Orientierungspunkt dient. Das Projekt ist zudem das einzige umfassende Konzept, das geschlechtliche Realitäten jenseits der binären Normvorstellung aufgreift und sichtbar macht. So werden Geschlechterzuschreibungen mit dem Gendersternchen ergänzt und explizit von „Mädchen*, Jungs* und queeren Jugendlichen“ (Bauer/Duttweiler 2022, S. 9) geschrieben.

Das (sozial-)pädagogische Dreieck

Zentrales Element des Konzeptes ist das *(sozial-)pädagogische Dreieck* (Anhang A), welches als Analysetool sowie zur Veranschaulichung der drei Dimensionen genderreflektierender Offener Kinder- und Jugendarbeit genutzt werden kann. Diese Dimensionen sind die *Kultur des Raumes*, *Beziehungsgestaltung* und *Pädagogische Intervention*.

Die Dimension *Kultur des Raumes* fragt nach der Verbindung des Raumes mit der sozialen und geografischen Lage. Wen spricht der Raum (nicht) an und wem bietet der Raum Aneignungsmöglichkeiten? Wie nehmen Adressat*innen den Raum wahr? Damit sind neben der physischen Ausgestaltung auch die Lage, Dominanz bestimmter Gruppen und Angebote gemeint (vgl. Duttweiler et al. 2022, S. 286 f.). Oft lade die Raumgestaltung zu männlich konnotierten Betätigungen mit Wettkampfcharakter ein, lasse wenig Raum für kritische

Auseinandersetzungen, wie beispielsweise dem Aufhängen von Plakaten oder Regenbogenfahnen und biete generell wenig Mitgestaltungsmöglichkeiten (vgl. Duttweiler 2020, S. 17). Als für genderreflektierende Praxis förderliche Grundlagen nennt Duttweiler eine Raumgestaltung, die eine freie Nutzbarkeit und eine wertschätzende Atmosphäre für die Nutzer*innen bietet. Dazu zählen zum Beispiel ein vertrauensvolles Verhältnis zu den Eltern der Jugendlichen, eine von außen eingeschränkte Einsehbarkeit oder die Möglichkeit „sich zeitweise in geschlechtshomogenen Gruppen oder allein mit einer Fachkraft im Raum aufzuhalten“ (vgl. ebd., S. 18).

Die *Beziehungsgestaltung* fragt nach der Ausgestaltung der Beziehung zwischen Fachkräften und Besucher*innen. Dabei wird auf Seiten der Fachkräfte das Interesse an Jugendlichen, emotionale Unterstützung und die Gestaltung des Nähe-Distanz-Verhältnisses untersucht (vgl. Duttweiler et al. 2022, S. 287). So gibt es große Unterschiede im Auftreten der Fachkräfte in den offenen Treffs. Dieses reicht von gelegentlichen ‚Kontrollgängen‘ und sonstigem passiven Auftreten bis hin zu aktiver vertrauensvoller und wertschätzender Beziehungsarbeit mit den Jugendlichen sowie konstruktiver Auseinandersetzung. Für eine gelingende genderreflektierende Praxis müssen Fachkräfte aktiv an den Beziehungen zu den Adressat*innen arbeiten und deren Begleiter*innen sein, „die (an-)greifbar sind – sowohl nahbar, zugewandt und wertschätzend als auch konflikt- und entwicklungsfähig“ (Duttweiler 2020, S. 18). Ihre Rolle kann dabei eine Vorbild-, Reibungs- oder Abgrenzungsfunktion haben (vgl. ebd.).

Die *pädagogische Intervention* bezieht sich auf die pädagogische Ausgestaltung des offenen Treffbetriebs. Wie werden hier Partizipation, Aktivitäten, Mobilisierung, Denkanstöße und (implizite) Angebote zum Thema Geschlecht sowie Interventionen ermöglicht oder gestaltet? (vgl. Duttweiler et al. 2022, S. 287). Fachkräfte können gezielt zu geschlechtsuntypischen Aktivitäten mobilisieren und bei Grenzüberschreitungen, wie diskriminierendem Verhalten, dies thematisieren.

„Je stärker die Fachkräfte präsent sind, desto seltener verhalten sich Jugendliche gemäss dominanter Geschlechterstereotypen und desto häufiger wird Geschlecht von ihnen kritisch thematisiert.“ (Duttweiler 2020, S. 18)

Ein besonders geeignetes Setting sei hier die Arbeit in Kleingruppen. Dort könnte Mädchen* ein verständnisvoller und ermutigender Raum geboten werden, Geschlechterrollen zu hinterfragen und aufzubrechen. Die Dimension der pädagogischen Intervention steht dabei einerseits vor der Herausforderung, die Offenheit der Jugendzentren zu gewähren und andererseits durch das Einbringen von Aktivitäten und Eingreifen in den offenen Betrieb gezielte Impulse und Ambivalenzen anzustoßen. Eine ständige Gefahr in der Thematisierung von Geschlecht ist dabei die Reproduktion von Geschlechterstereotypen (vgl. ebd.).

Die Autor*innen beschreiben, dass es nicht den *einen* Weg gibt, Geschlecht zu thematisieren, jedoch spielen immer die drei Dimensionen eine Rolle. Das Dreieck verdeutlicht die Abhängigkeit der Aspekte voneinander: Zwar kann in der Praxis je ein stärkerer Fokus auf einer

Dimension liegen, doch „das Dreieck erhält seine Stabilität, indem die einzelnen Ecken sich wechselseitig stützen“ (Duttweiler et al. 2022, S. 287).

Die Praxis-Broschüre

Die 20-seitige Praxis-Broschüre zu dem Projekt steht auf den Webseiten der Berner Fachhochschule und des Dachverbandes Offener Kinder- und Jugendarbeit der Schweiz (DOJ) zum kostenlosen Download bereit. Darin werden die für die Praxis relevanten Erkenntnisse kurz und knapp bebildert dargestellt und anhand praktischer Beispiele erklärt. In der Broschüre wird zunächst erläutert: Die Fachkräfte können die Jugendlichen dabei fördern, im Hinblick auf ihre Gefühle, ihr Denken und ihr Handeln, ihren Horizont zu erweitern. Im Weiteren geht es darum diese Gefühle, Gedanken und Handeln aktiv einzubringen. Es geht also sowohl darum, eine Atmosphäre für diese Horizonterweiterung zu schaffen, als auch aktive anregende Impulse zu geben und auf Handlungsstrategien zu verweisen. Ziel ist die Schaffung von Möglichkeitsräumen jenseits der erlernten Geschlechterrollen, ohne diese aktiv in den Vordergrund zu stellen (Entdramatisierung von Geschlecht) (Bauer/Duttweiler 2022, S. 4 f.). Die Jugendarbeiter*innen nehmen dabei eine Vorbildrolle ein. Diese setzt eine „reflektierte Authentizität“ (ebd., S. 6) voraus. Das eigene Gefühl von ‚Normalität‘ ist dabei immer wieder infrage zu stellen, denn gerade das Gefühl von ‚authentischem‘ und ‚sich gut anfühlendem‘ Verhalten ist häufig eine Konsequenz internalisierter Genderstereotype. Für die Praxis heißt das, eine aktive Selbstreflexion über erlernte Genderrollen und die eigene Positionierung. Sie sollen den Jugendlichen ein vertrauensvolles schutzvolles Näheverhältnis bieten und dabei eine Distanz von freund*innenschaftlicher und sexueller Unerreichbarkeit wahren. Im Vergleich zu den Eltern, zu denen im Jugendalter häufig ein Verhältnis der Rivalität oder Repressionserfahrung besteht, sollen die Jugendarbeiter*innen einen Gegenpol darstellen. Zudem sollen die Fachkräfte nicht vor dem Ansprechen heikler Themen zurückschrecken und dazu in der Lage sein, auch eigene Ambiguitäten und Widersprüchlichkeiten transparent zu kommunizieren. Außerdem geht es um das Aushalten-Können der „destruktiven Fantasien und Neigungen von Jugendlichen, die zu den Bewältigungsformen der Adoleszenz dazugehören“ (ebd.). Die Vorstellung des (sozial)pädagogischen Dreiecks wird in der Broschüre mithilfe von Praxisimpulsen ergänzt. Diese enthalten eine Vielzahl von Reflexionsfragen und praktischen Handlungsszenarien die genderreflektierende Praxis ermöglichen (vgl. ebd., S. 7-17). Den Schluss der Broschüre bilden kurze exemplarische Praxisbeispiele der an dem Projekt teilnehmenden Einrichtungen, die zeigen, wie unterschiedlich und konkret genderreflektierende Praxis aussehen kann (vgl. ebd., S. 18 f.).

4.2.3 Ergänzende Perspektiven auf genderorientierte Praxis

Schmidts „Empirie der Offenen Kinder- und Jugendarbeit“ (2011) umfasst neben der Sekundäranalyse vertiefende Artikel zu einzelnen Bereichen des Handlungsfeldes (vgl. Schmidt

2011). Ulrike Graff untersucht dabei die Genderperspektiven und nimmt, neben der Zusammenstellung genderrelevanter Erkenntnisse, Analysen vor und gibt Anregungen für die Ausgestaltung der Praxis (vgl. Graff 2011, S. 170 f.). Die folgende Zusammenstellung nimmt Perspektiven in den Blick, welche in der bisherigen empirischen Auseinandersetzung dieser Arbeit noch nicht auftauchen. Graff nutzt in Bezug auf Judith Butler bewusst den Begriff Gender und hebt immer wieder die Wandelbarkeit von Geschlechterrollen hervor, nutzt dabei jedoch die binären Beschreibungen von ‚Mädchen‘ und ‚Jungen‘. Zunächst resümiert die Autorin, dass die überwiegende Anzahl der Studien mit Genderperspektiven auf die Offene Kinder- und Jugendarbeit ausschließlich Mädchen in den Blick nähme. Dies zeige sich auch in der Beschreibung geschlechtsspezifischer pädagogischer Interaktion, in der vor allem Mädchentreffs und mädchenspezifische Angebote im Mittelpunkt der Auseinandersetzung stünden. Genderarbeit dürfe nicht lediglich als Mädchenarbeit wahrgenommen werden, sondern müsse um Perspektiven wie Jungenarbeit oder genderreflektierte Koedukation erweitert werden (vgl. ebd., S. 182). Diesen Punkt verdeutlicht Graff noch einmal, wenn sie schreibt:

„Deutlich ist, dass ein Verständnis von Genderarbeit als Mädchenarbeit mit Mädchengruppe, Mädchenraum, Mädchentag, wie es in der zitierten Empirie vorherrscht, einseitig ist und die marginalisierte Rolle von Mädchen lediglich bestätigt.“ (ebd., S. 182 f.)

Die Ausdifferenzierung der Jungenarbeit könnte demnach auch die Schaffung von Jungentreffs sein, denn emanzipatorische Jungenarbeit sei im geschlechtshomogenen Setting besser realisierbar. „Diese Alternative scheint konsequent, wenn sich zeigt, das Haus ist eigentlich eins für Jungen und alle Versuche, mehr Mädchen zu erreichen, scheitern“ (ebd., S. 183).

Die Jugendhilfeplanung müsse zudem eine geschlechtergerechte Verteilung von Angeboten berücksichtigen. Graff hebt hier besonders die Ausdifferenzierung von spezifischen Einrichtungen hervor und nennt als Positivbeispiele Einrichtungen wie den *MaDONNA Mädchentreff* in Berlin und das queere Jugendzentrum *Anyway e.V.* in Köln (vgl. ebd., S. 183). Die Offene Kinder- und Jugendarbeit müsse Genderarbeit in gewisser Weise neu denken und die genderreflektierte Koedukation in den Blick nehmen. Geschlechtshomogene Settings sollten keine Sonderformen der Arbeit darstellen, sondern einen Teil der Möglichkeitspalette genderorientierter Offener Kinder- und Jugendarbeit bilden. Koedukative Settings würden in der Praxis nicht ausreichend reflektiert, sondern als pädagogische Norm hingenommen. Ein differenzierter Blick auf mono- und koedukative Settings sei notwendig, damit genderorientierte Pädagogik nicht in reproduzierende Muster von Geschlechterrollen ver falle (vgl. ebd., S. 184).

4.2.3 Praxisbeispiel: Das Mädchenpodest

Während Graff dem Großteil genderorientierter Offener Kinder- und Jugendarbeit ein schlechtes Zeugnis ausstellt, so hebt sie die Ergebnisse einer Studie positiv hervor:

„Cloos et al. (2007) haben im Offenen Treffpunkt eines Jugendzentrums einen Mädchenbereich beobachtet, der im Gegensatz zum häufig anzutreffenden separaten Mädchenraum positiv funktioniert.“ (Graff 2011, S. 181)

In dem ethnographischen Forschungsprojekt beobachten die Autor*innen das *Mädchenpodest* im *Jugendcafé Mittendrin* und stellen dar

„wie hier trotz Separierung eines Ortes für Mädchen die Produktion von Gender im Offenen Bereich ermöglicht und in gewisser Hinsicht auch gelenkt wird.“ (2007, S. 105)

Die Beschreibung beginnt mit grundsätzlichen architektonischen Überlegungen, wenn erklärt wird, dass die Mädchen- und Jungentoiletten bewusst nicht direkt nebeneinander liegen, sondern sich rechts und links neben der Theke befinden. Direkt vor der Mädchentoilette, angrenzend an die Theke befindet sich das Mädchenpodest. Zwei Stufen ist es hoch und bietet Platz für sechs Personen, die dort an einem Tisch sitzen können (vgl. ebd.). Der Tisch ist somit vom übrigen Treff in gewisser Weise abgegrenzt jedoch „auch gut erreichbar und einsehbar, weil die am Tisch sitzenden Personen etwas höher platziert sind“ (ebd.). Diese Erhöhung hat einen kompensatorischen und vorbeugenden Charakter und hebt symbolisch die Differenz und Benachteiligung von Mädchen hervor (vgl. ebd., S. 106 f.). Die Abgrenzung des Podests bietet einen geschützten Raum für Spiel, Kommunikation, Selbstinszenierung und selbstgewählter Grenzziehung. Es ist ein eigener ‚Raum im Raum‘, der durch die physische Realität und die Interaktion der Nutzer*innen aufrechterhalten wird. Pädagogische Interventionen seien dabei fast nie notwendig (vgl. ebd. S. 109 ff.).

„Das Podest ist damit innerhalb der sozialen Arena Jugendcafé ein soziales Feld, das beeinflusst wird von den pädagogischen und sozialen Tätigkeiten und Handlungen im Café, zugleich aber eigene Regeln produziert und ihnen folgt.“ (ebd.)

5. Zwischenresümee

Die Offene Kinder- und Jugendarbeit hat in der sozialen Landschaft heute einen festen Platz. Dabei erfährt sie einen stetigen Wandlungs- und Entwicklungsprozess, der von politischen Ereignissen und Debatten, fachrichtungsspezifischen Diskursen und individuellen Themen vor Ort beeinflusst wird. Pädagogische Haltungen und Ausrichtungen sind dabei stets vom Zeitgeist geprägt und auch wenn es keine einheitliche Definition gibt, bilden die Strukturmaximen der Offenheit, Freiwilligkeit, Partizipation und Niedrigschwelligkeit einen übergeordneten Rahmen. Die Institutionalisierung des Arbeitsfeldes hat sich durchgesetzt und selbstverwaltete und autonome Einrichtungen spielen eine untergeordnete Rolle. Das Ergebnis der Professionalisierung des Arbeitsfeldes ist eine Fülle an wissenschaftlicher Literatur, Forschung und Praxiskonzepten. Während die Profession immer wieder über die eigenen Grundsätze verhandelt, zeigt sich im Umgang mit Geschlecht eine gewisse Konstanz. Die in den Siebzigerjahren entstandene Kritik an der jungen*orientierten Ausrichtung unter dem Kredo ‚Jugendarbeit ist Jungenarbeit‘ zieht sich durch die Fachliteratur der letzten 50 Jahre und verliert dabei nicht an Aktualität. So entwickeln sich Debatten und Begriffe um Genderorientierung permanent fort, doch die quantitative Realität von Geschlechterverhältnissen in den Einrichtungen bleibt weitestgehend unverändert. Die in den letzten Jahren stark ausdifferenzierte Forschung der Offenen Kinder- und Jugendarbeit bietet wichtige Erkenntnisse über das Arbeitsfeld. Jedoch zeigt sich, dass die geschlechtsbezogenen Daten überwiegend binär erfasst werden. Dies hinterlässt Lücken in den Fragen nach Bedarfen von queeren Jugendlichen. Etwa die Hälfte aller Einrichtungen bieten genderspezifische Angebote an, auch wenn ein genauerer Blick zeigt, dass diese nicht immer einen Beitrag zur Geschlechtergerechtigkeit und zum Abbau von Geschlechterstereotypen leisten. Während Einrichtungen, die in der Fachliteratur als Positivbeispiele beschrieben werden, zumeist in Großstädten liegen, zeigt sich die größte geschlechtliche Differenz in den Nutzungszahlen in Mittel- und Kleinstädten. Die Ursache dieser Tendenz bildet eine Forschungslücke. Fachkräfte in den Einrichtungen haben, auch im Sinne des Aneignungskonzepts, die Möglichkeit Einfluss auf Dynamiken im Treffgeschehen zu nehmen und damit auch die Offenheit nicht nur gegenüber den dominantesten Gruppen, zu verteidigen.

Die beiden Forschungsprojekte „Mädchen in Häusern der Offenen Tür“ (Trauernicht/Schumacher 1987) und „Genderreflektierende Offene Jugendarbeit“ (Duttweiler et al. 2020) haben in breitangelegten Forschungen das Feld der Offenen Kinder- und Jugendarbeit in Hinblick auf Genderbezüge untersucht und in der Praxis Konzepte entwickelt, wie sich das Feld dahingehend besser aufstellen kann. Die Veröffentlichung beider Projekte liegt 33 Jahre auseinander und doch greifen beide ganz ähnliche Punkte auf. So wird in diesen und weiteren Publikationen immer wieder das Potenzial der Offenen Kinder- und Jugendarbeit hervorgehoben, emanzipatorische Räume schaffen zu können und Jugendlichen in ihrer Entwicklung und Identitätsbildung zu begleiten und dabei alternative Perspektiven zu eröffnen, die von der

heteronormativen Sozialisation abweichen. Das Zusammenspiel aus konzeptioneller Grundlage, fachlicher Haltung und aktiv gestalteter Reflexionsprozesse sind die Grundmaximen genderreflektierender Praxis. In beiden Konzepten werden konkrete Aspekte der genderreflektierenden Arbeit benannt:

Teil von genderreflektierender Offener Kinder- und Jugendarbeit ist der **Mix von geschlechtlich gemischten sowie geschlechtshomogenen Settings**. Die Vorteile, die geschlechtshomogene Räume bieten, werden in den Konzepten sowie in der Querschnitts-Metaanalyse von Ulrike Graff hervorgehoben. Dadurch können sichere Räume geschaffen werden, in denen Adressat*innen Selbsterfahrungsprozesse gestalten und Geschlechterstereotype hinterfragen können. Die Jungen*- und Mädchen*arbeit steht dabei immer in der Gefahr, binäre und heteronormative Stereotype zu reproduzieren und zu stärken.

Das Dilemma zwischen Thematisierung und Dethematisierung von Geschlecht besteht in vielen Prozessen der genderreflektierenden Praxis und so sind die **Gestaltung von Reflexionsprozessen** und die **Entwicklung einer selbstreflexiven genderreflektierenden Haltung** der Fachkräfte ein wichtiger Grundsatz. Ansätze wie Doing Gender, Undoing Gender und Heteronormativitätskritik können als Orientierungsrahmen in der Analyse und (Selbst-)Reflexion genutzt werden. Hervorgehoben werden kann diesbezüglich auch die Haltung einer queeren Sichtweise auf Pädagogik, bei der es um den Umgang mit dem Scheitern eigener Ansätze und das Anstoßen von Irritationen geht. In Hinblick auf die Adressat*innen soll der Blick auf die Potenziale und Stärkung jener gelegt werden und insbesondere bei Mädchen* (of Color) eine Abkehr vom defizitorientierten Blick erfolgen. Teil dieser Grundhaltung ist auch das ausreichende genderbezogene Wissen. Deshalb sind **Qualifizierung und Weiterbildung** von Fachkräften auch in Bezug auf Beratung wichtige Aspekte.

Die Bedeutung der **räumlichen Gestaltung** des offenen Treffs ist ein in vielen Teilen der Literatur vernachlässigter Punkt, der jedoch beide vorgestellten Konzepte eint. Dass die Ausgestaltung des Offenen Treffs mit vorwiegend kompetitiven Spielmöglichkeiten vor allem Jungen* adressiert, bestätigt auch die von Deinet et al. durchgeführte Schulbefragung, in der sich die einzigen deutlichen geschlechtlichen Schwankungen bei Präferenzen nach Geräten wie Kicker, Billard und Spielekonsolen sowie künstlerischen und Kreativangeboten zeigen. Das Praxisbeispiel des Mädchenpodests zeigt, wie eine architektonische Gestaltung Einfluss auf Aneignungsdynamiken im offenen Treff haben kann.

Auf der **konzeptionellen Ebene** geht es um grundsätzliche Verankerung genderreflektierender Inhalte in Konzepten, Angebotsplanung, Öffentlichkeitsarbeit, Arbeitskreisen und Supervision. Zudem sollen Kooperationen mit anderen Institutionen zur gegenseitigen Vermittlung und Wissensaustausch gestartet werden.

Letztlich kann festgehalten werden: Es mangelt nicht an praxisnahen Konzepten zu genderreflektierender Offener Kinder- und Jugendarbeit. Neben der umfassenden Beschreibung des

Feldes liefern Duttweiler et al. zu ihrem Konzept eine kostenlos abrufbare Praxisbroschüre mit zahlreichen Beispielen und Handlungsempfehlungen für die Praxis. Die Autor*innen geben Fachkräften und Einrichtungen mit dem (Sozial)Pädagogischen Dreieck ein Instrument an die Hand, welches die Vielfältigkeit der Arbeitsfeldes berücksichtigt und dennoch Ansatzpunkte für Fachkräfte in ihren individuellen Einrichtungen bietet. Auch das explizite und konsequente mehrdimensionale Verständnis von Geschlecht behält hier im Gegensatz zu anderer Literatur seine Substanz. Zugleich kann jedoch festgehalten werden, dass Duttweiler et al. keine fundamental neuen Erkenntnisse liefern. Vielmehr zeigen sich große Parallelen zu dem 33 Jahre älteren Konzept von Trauernicht und Schumacher. Das neuere Konzept wirkt wie ein modernes Update dessen.

An dieser Stelle stellt sich die Frage: Warum bleibt trotz aller Kritik und wissenschaftlicher Auseinandersetzung das quantitative jungen*dominierte Geschlechterverhältnis in Einrichtungen der Offenen Kinder- und Jugendarbeit konstant? Wie blicken Fachkräfte im Allgemeinen auf das Thema und welche Anknüpfungspunkte sind in der Praxis ausschlaggebend für die Einführung neuer Inhalte? Diese Fragen und Überlegungen subsumieren sich in der Forschungsfrage „Was sind Chancen und Hürden für die Implementierung genderreflektierender Praxis im Alltag Offener Kinder- und Jugendarbeit?“ Dieser Frage soll im Weiteren mithilfe einer qualitativen Untersuchung nachgegangen werden.

6. Forschungsdesign

Nach der Darstellung des empirischen Forschungsstandes stellt sich die Frage, warum Ansätze der genderreflektierenden Offenen Kinder- und Jugendarbeit in der Praxis nicht flächendeckend umgesetzt werden und welche strukturellen Gegebenheiten dies erleichtern können. Mit einer qualitativen Forschung sollen Anknüpfungspunkte zwischen Theorie und Praxis untersucht werden.

6.1 Methodische Vorüberlegungen

Forschungsperspektiven

In der Forschung zu Offener Kinder- und Jugendarbeit gibt es Schwerpunkte aus deren Sicht die Untersuchung erfolgen können. Diese Perspektiven können auf den Adressat*innen, auf den Fachkräften, auf der Methodik, in der Organisationsforschung oder in den Strukturen liegen. In den meisten Untersuchungen findet sich jedoch keine Eingrenzung auf nur eine Forschungsperspektive, da deren Inhalte meist in einem wechselseitigen Verhältnis zueinander stehen (vgl. van Santen/Seckinger 2021, S. 1567 f.). In dieser Untersuchung zu Chancen und Hürden genderreflektierender Offener Kinder- und Jugendarbeit wird die *Fachkräfteperspektive* eingenommen. Diese untersucht das Funktionshandeln von Fachkräften und nimmt beispielsweise Selbstverständnisse dieser in den Blick. Im Zentrum steht die qualitative Perspektive der Fachkräfte in den Einrichtungen. Da es um Fragen nach der Umsetzung geht, spielen auch die *konzeptionelle*, sowie die *methodische Perspektive* eine wichtige Rolle. Die konzeptionelle Perspektive „nimmt sowohl Bezug auf die Zielgruppen und Ziele der Einrichtungen als auch auf einzelne Angebote“ (ebd., S. 1568) und untersucht zielgruppenspezifische Anforderungen. Bei der methodischen Perspektive werden neben Arbeitsmethoden und spezifischen Skills auch die Auseinandersetzung mit pädagogischen Prozessen untersucht (vgl. ebd.).

Forschungsethische Überlegungen

In der qualitativen Forschung ist es wichtig, eine forschungsethische Grundhaltung zum Schutz der Interviewpartner*innen zu entwickeln. Zwei Grundparadigmen sind dabei von zentraler Bedeutung: Unter *informierter Einwilligung* wird die Vermittlung der Freiwilligkeit der Teilnahme und die Aufklärung über die Art der Nutzung der Daten verstanden. Die *Nicht-Schädigung* soll sicherstellen, dass die Erzählpersonen durch die Teilnahme an der Forschung keinen Nachteilen oder Gefährdungen ausgesetzt werden. Maßnahmen zum Datenschutz müssen vor den Interviews klar definiert und den Interviewpartner*innen verständlich kommuniziert werden. Beim Interview müssen diese eine Einwilligungserklärung unterzeichnen. Die Anonymisierung der Transkripte sorgt dafür, dass keine Rückschlüsse mehr auf die interviewte Personen möglich sind. Alle Audioaufnahmen müssen, sobald sie für die Forschung nicht mehr gebraucht werden, gelöscht werden. Ebenso müssen alle Kontaktdaten nach Abschluss des

Forschungsprozesses vernichtet und stets von den Interviewdaten getrennt aufbewahrt werden (vgl. Helfferich 2011, S. 190 f.).

Für die Forschung zu genderreflektierender Offener Kinder- und Jugendarbeit wird ein Informationsblatt (siehe Anhang B), sowie eine Einwilligungserklärung (siehe Anhang C) für die Interviewpartner*innen erstellt. Die Einwilligungsbögen werden bis zur Entscheidung des Prüfungsausschusses über die Arbeit aufbewahrt. Die Audiodateien werden auf einem externen Datenträger in einem passwortgeschützten Ordner gesichert und sobald die Prüfung abgeschlossen ist, vernichtet. Zwar werden alle personenbezogenen Daten sowie Angaben, die direkte Rückschlüsse auf die Einrichtungen zulassen anonymisiert, jedoch ist davon auszugehen, vor allem durch die kleine Stichprobe, Mitarbeiter*innen durch die Wortwahl und Beschreibung der Angebote potenziell Rückschlüsse zu ihren Kolleg*innen beziehungsweise ihrer Einrichtung ziehen können. Deshalb wird vor dem Interview noch einmal explizit darauf hingewiesen, dass es trotz Anonymisierung für das Kollegium möglich sein kann, Rückschlüsse über die Ausführungen der interviewten Fachkraft zu ziehen.

6.2 Erhebungsmethodik

*Das Expert*inneninterview*

Als Erhebungsmethode wird das *Expert*inneninterview* gewählt. Dies ist eine Methode der teilstandardisierten qualitativen Sozialforschung und

„orientiert sich an der Erhebung konkreter Sachinformationen, normativen Stellungnahmen und Fachkenntnissen eines Experten d.h. eines Funktionsträgers in einem spezifischen Handlungsfeld, welcher über kennzeichnendes ‚Sonderwissen‘ verfügt.“ (Weitzel/Kotthaus/Streblow-Poser 2020, S. 89)

Trotz der individualisierten Erhebungsform richtet sich die Forschung nicht an private oder biographische Empfindungen, sondern an das Fachwissen, dass sich aus der Funktion und Position der befragten Person ergibt. Der Zugang zum Expert*innenwissen kann in zwei Dimensionen unterteilt werden. Zum einen das *Betriebswissen*: „Der Experte fungiert in dieser Perspektive vor allem als Zugangsmedium zur Organisation und als deren Repräsentant“ (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2021, S. 156). Ziel dieser Perspektive ist es zu verstehen, wie die Dynamiken und Abläufe in der Praxis aussehen. Ein besonderer Blick liegt dabei auf den nicht festgeschriebenen Abläufen und Abweichungen vom Reglement des Betriebs. Zum anderen gibt es das *Deutungswissen*, bei dem es um die Interpretation und Auslegung des Expert*innenwissens geht.

„Der Experte kommt in dieser Perspektive als Akteur in den Blick, der Deutungsmacht für sich in Anspruch nimmt und an der Etablierung und Durchsetzung von Deutungen aktiv beteiligt ist.“ (ebd., S. 156 f.)

Beide Perspektiven können je nach Forschungsgegenstand miteinander verschmelzen oder in einem wechselseitigen Verhältnis zueinanderstehen (vgl. ebd., S. 157). Eine

Herausforderung in der Methode des Expert*inneninterviews ist, dass sich die Befragten oft selbst nicht als Expert*innen wahrnehmen und ihr Wissen somit nicht einfach abgefragt werden kann. Deshalb empfiehlt es sich, ein *leitfadengestütztes offenes Interview* zu führen. Der Leitfaden dient als Stütze, wird jedoch nicht starr-standardisiert angewendet, sondern mit einer Flexibilität, die offen ist für unerwartete Wissensbestände innerhalb des Expert*innenwissens (vgl. Meuser/Nagel 2008, S. 369 f.).

In der Forschung werden die Fachkräfte der Offenen Kinder- und Jugendarbeit als Expert*innen betrachtet. Diese verfügen nicht zwangsläufig über genderbezogenes Fachwissen, jedoch über die Bedingungen und Strukturen der Gestaltung ihres beruflichen Alltags und ihrer Einrichtung. So liegt der Fokus der Forschung sowohl auf dem Betriebs- als auch auf der Deutungswissen. Für die Beantwortung der Forschungsfrage ist sowohl die Berücksichtigung der einrichtungsspezifischen Strukturen und Abläufe als auch die Interpretation der zu befragenden Fachkräfte über Bedingungen für die Umsetzung bestimmter Methoden und Konzepte notwendig.

Expert*inneninterviews unterscheiden sich insofern von anderen Formen der qualitativen Befragung, als dass die Fragen in einem geringeren Maße unspezifische Erzählaufforderungen enthalten müssen und eine stärkere Strukturierung im Leitfaden vorhanden ist. Die Fragen können präziser und direkter formuliert werden und thematische Sprünge in der Interviewführung sind möglich (vgl. Helfferich 2011, S. 178).

Das SPSS-Prinzip

Als Methode zur Entwicklung des Leitfadens wird das *SPSS-Prinzip* angewandt. Die Abkürzung steht für die vier Schritte *Sammeln*, *Prüfen*, *Sortieren* und *Subsumieren*.

Im ersten Schritt werden möglichst viele Fragen gesammelt. Dabei steht das eigene Interesse, also die Fragen „Was möchte ich eigentlich wissen? Was interessiert mich?“ (ebd., S. 182) im Mittelpunkt. Diese sollen möglichst ungefiltert, also ohne Prüfung von Formulierungen oder Eignung zusammengetragen werden (vgl. ebd.).

Als nächstes werden die gesammelten Fragen geprüft und strukturiert. Helfferich beschreibt dazu Prüffragen, anhand derer Fragen aussortiert oder umformuliert werden: Handelt es sich um Informations- bzw. Faktenfragen? Eignet sich die Frage zur ‚Beantwortung‘ der Forschungsfrage und wird die Frage der subjektiven Ausgangslage der qualitativen Untersuchung gerecht? Erfahre ich mit der Frage wirklich etwas Neues oder geht es um eine Bestätigung impliziter Annahmen oder Vorwissen (vgl. ebd., S. 182 f.)? In diesen ersten beiden Schritten geht es um eine Sammlung und Darstellung des eigenen Wissensbestandes und die Gegenwärtigung eigener Hypothesen und Vorannahmen. „Damit fördert das Vorgehen die Neugier, dass alles auch ganz anders sein könnte als erwartet“ (ebd., S. 184).

Im dritten Schritt geht es um die Sortierung der verbliebenen Fragen. So werden Fragen mit thematischen Überschneidungen gebündelt und logisch sortiert. Bis zu vier Fragebündel

können hier entstehen, während Einzelfragen, die sich nicht kategorisieren lassen, gesondert gesammelt werden.

Im vierten und letzten Schritt geht es um das Subsumieren. Hier wird für jedes Fragebündel eine erzählgenerierende Formulierung entwickelt. Zur Aufrechterhaltung und Vollständigkeit können reduzierte Nachfragen oder Checklisten notiert werden, für den Fall, dass die Antwort knapp gerät oder gewisse Aspekte nicht von sich aus enthält (vgl. ebd., S. 185). Der fertige Leitfaden enthält die vier Leitfragen, die sich aus den Fragebündeln ergeben und zu jeder Leitfrage kommen die Punkte *Checkliste*, *konkrete Nachfragen* und *Aufrechterhaltungs-/Steuerungsfragen* (vgl. ebd., S. 186).

Zur konkreten Gestaltung des Interviewleitfadens wird auch das Ablaufschema für Expert*inneninterviews nach Przyborski und Wohlrab-Sahr hinzugezogen, das als bildhafte Darstellung des Durchführungsprozesses, zur generellen Interviewvorbereitung und als Stütze zur Leitfadenerstellung genutzt werden kann.

Noch vor dem Interview findet das Vorgespräch statt. In diesem wird sowohl das Forschungsinteresse vorgestellt als auch der Expert*innenstatus der Interviewpartner*in definiert, ohne dabei Hypothesen oder Vermutungen zu Deutungs- oder Betriebswissen einfließen zu lassen (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2021, S. 158 f.). Wichtig ist, im Vorgespräch deutlich zu machen, dass das Forschungsinteresse nicht in einer Präsentation über die Einrichtung in Form von Rahmendaten und -bedingungen, sondern „um das Wissen des Gegenübers über bestimmte Abläufe geht, die mit den formulierten Prinzipien in der Regel nicht völlig identisch sind“ (ebd.). Im Weiteren soll das Grundsetting des Interviews besprochen werden, wie Interviewzeitraum und Datenschutz (vgl. ebd.).

Reine Faktenfragen zur Einrichtung an sich können aus zeitlichen Gründen vom Interview abgekoppelt werden und im Vorgespräch oder schriftlich abgefragt werden (vgl. ebd., S. 161).

Im Interview soll zu Beginn dem Expert*innenstatus der Interviewpartner*in Rechnung getragen werden, indem sich diese in ihrer Funktion und Position innerhalb der Einrichtung vorstellt und eigene Aufgabenbereiche definiert (vgl. ebd., S. 160).

Der zweite Schritt ist die „Stimulierung einer selbstläufigen Sachverhaltsdarstellung“ (ebd.). Zur Einführung in den konkreten Sachverhalt soll eine erzählgenerierende offene Frage gestellt werden, in der nach dessen Beschreibung gefragt wird. Hier soll der Expert*in die Möglichkeit gegeben werden mit eigenen Worten und eigener Struktur den Sachverhalt zu erläutern.

Der dritte Schritt ist die „Aufforderung zur beispielhaften und ergänzenden Detaillierung“ (ebd.), in dem durch „immanente Nachfragen“ (ebd.) Inhalte vertieft und ergänzt werden.

„Ziel dieser beiden Phasen [...] ist es, möglichst viel Information über die interessierenden Abläufe zu bekommen, ohne diese gezielt durch Einzelfragen erheben zu müssen.“
(ebd., S. 161)

Der vierte Schritt ist die „Aufforderung zur spezifischen Sachverhaltsdarstellung“ (ebd.) und vertieft jenes Forschungsinteresse, welches auf dem Betriebs- oder Deutungswissen liegt und durch die vorherigen Fragen noch nicht beantwortet wurde. Die Prämisse der Frage kann hier beispielsweise als Problem formuliert werden und soll dabei immer erzählgenerierend auf die Deutungen der Interviewpartner*in zielen.

Im letzten Schritt geht es gezielt um die „Aufforderung zu Theoretisierung“ (ebd. S. 162) und „Generierung von Deutungswissen“ (ebd.). Es geht darum,

„dass der Interviewpartner von seinen Erfahrungen abhebt, Einschätzungen vornimmt und Schlüsse zieht, Diagnosen wagt und Prognosen entwickelt, verallgemeinert und theoretisiert.“ (ebd.)

Der Leitfaden (Anhang D)

Zur Beantwortung der Forschungsfrage soll zunächst der Ist-Stand der Einrichtung befragt werden. Nachdem sich die Expert*in in ihrer Funktion vorgestellt hat, zielt die erste Frage auf die allgemeine Beschreibung des offenen Treffs in der Einrichtung ab. Ziel ist ein Verständnis über den Alltag der Einrichtungen zu gewinnen und zu erfahren welche Schwerpunkte die Interviewpartner*in beim freien Erzählen wählt. Vertiefende Fragen zielen auf die genauere Beschreibung der Besucher*innen und der Dynamik zwischen Fachkräften und Adressat*innen ab. Die nächste Frage hat die selbstläufige Sachverhaltsdarstellung zum Ziel. Es wird danach gefragt, in welchen Bereichen der Arbeit das Thema Geschlecht eine Rolle spielt. Ziel ist es etwas über das Verständnis und die Verortung des Themas in der Einrichtung zu erfahren. Da im Vorgespräch bereits spezifische geschlechtsbezogene Angebote erfragt wurden, ist das Ziel der Steuerungsfragen ein breiteres potenzielles Bereichsspektrum zu eröffnen. Die konkreten Nachfragen zielen auf das Verständnis von Geschlecht und geschlechtsspezifischer Nutzung geschlechtsunspezifischer Angebote ab.

Im nächsten Schritt geht es um eine vertiefende Beschreibung der, falls vorhanden, geschlechtsspezifischen Angebote. Was sind pädagogische Überlegungen des Angebots und wie gestaltet sich deren Ausführung?

Die bisherigen Fragebündel zielen vornehmlich auf Betriebswissen der Expert*in ab. Im Weiteren richtet sich der Fokus zunehmend auf das Deutungswissen. Das folgende Bündel fragt nach der institutionellen strukturellen Ebene. Hier soll zunächst unabhängig vom Thema Geschlecht erfahren werden, welche konkreten Grundbedingungen in der Einrichtung für die Umsetzung von Projekten maßgeblich sind. Im Kontext der Forschungsfrage sollen Ansatz- und Anknüpfungspunkte definiert werden, die ausschlaggebend sind für den (Miss-)Erfolg bei der Implementierung neuer Inhalte.

Die letzte Spalte des Leitfadens bildet übrige und optionale Fragen ab. Die Funktion der Fragen ist die weitere spezifische Sachverhaltsdarstellung, sowie die Aufforderung zu Theoretisierung.

Sampling

Das *Sampling*, also die Stichprobenerhebung ist auch in der nicht repräsentativen qualitativen Sozialforschung von Bedeutung. So ist dennoch eine gewisse Generalisierung der Ergebnisse das Ziel der Forschung und diese beginnt bei der Wahl der Interviewpartner*innen (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2021, S. 227). „Der Einzelfall – so faszinierend er auch sein mag – wird erst dadurch für die Sozialwissenschaften interessant, dass er **für etwas** (Herv. i. Org.) steht, d. h. etwas repräsentiert“ (ebd., S. 228). Für die Forschung zu genderreflektierender Offener Kinder- und Jugendarbeit wird die Form *Sampling nach bestimmten, vorab festgelegten Kriterien* gewählt (vgl. ebd., S. 235).

Bei der Auswahl von Jugendzentren werden folgende Kriterien festgelegt:

- Die Einrichtung richtet sich zu einem großen Teil an Jugendliche. Die Empirie der Offenen Kinder- und Jugendarbeit zeigt, dass das geschlechtliche Ungleichverhältnis in den Besuchszahlen erst im Jugendalter hervortritt.
- Die Einrichtung befindet sich in einer Mittel- oder Kleinstadt. In der empirischen Auseinandersetzung hat sich gezeigt, dass dort die Geschlechterdifferenz am stärksten ist. Außerdem befinden sich in der Forschung beschriebene Positivbeispiele zumeist in Großstädten. Die geringeren Wahlmöglichkeiten für Jugendliche jenseits des urbanen Ballungsraums heben zum einen die Brisanz für die einzelnen Einrichtungen hervor und können zum anderen möglicherweise genauere Rückschlüsse zu strukturellen Chancen und Hürden genderreflektierender Praxis geben.
- Der Hauptfokus der Einrichtung liegt auf dem offenen Treff. Dieser ist an mindestens drei Tagen die Woche geöffnet. Bei der Recherche hat sich gezeigt, dass viele mittel- und kleinstädtische Jugendzentren den offenen Treff als kleines oder optionales Angebot einer großen Palette von Jugendarbeit anbieten. Das Interesse der Forschung liegt jedoch explizit in der Ausgestaltung des offenen Treffs und den damit verknüpften Angeboten.

Es ist zudem bedeutend, innerhalb der Einrichtung die Person mit dem nötigen Expert*innenwissen zu identifizieren. Je nach Organisationshierarchie oder Zuständigkeit könnte sich in einem Interview herauskristalisieren, dass die falsche Person befragt wird (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2021, S. 175 f.).

Dazu werden vorab Kriterien festgelegt, die den Expert*innenstatus der zu befragenden Person im Grundsatz definieren:

- Es werden nur professionelle Fachkräfte befragt, die über einen Bachelor Soziale Arbeit oder einen vergleichbaren Abschluss verfügen und schon Berufserfahrung im Feld der Offenen Kinder- und Jugendarbeit haben
- Für den Fall, dass die Einrichtung über genderspezifische Angebote verfügt, soll die dafür verantwortliche Person befragt werden.

6.3 Auswertungsmethodik

Transkription

Gesprochene Sprache und schriftliche Texte unterscheiden sich elementar. Gesprochenes ist geprägt von Spontanität, Wiederholungen und Abbrüchen. Transkribiert werden können nicht nur der Inhalt, sondern auch sprachliche Phänomene wie Dialekte, Betonungen, Geschwindigkeit oder Lautstärke (vgl. Przyborski/ Wohlrab-Sahr 2021, S. 215). Es gilt diese Entscheidungen aus „forschungsökonomischen Gründen“ (ebd.) dem jeweiligen Forschungsinteresse anzupassen. „Der Differenzierungsgrad variiert also entsprechend Ihrer analytischen Absicht“ (Erdmann 2020, S. 100). Für die vorgenommene Forschung wird der Fokus auf die inhaltliche Ebene gesetzt, sodass im Rahmen der Transkription Füllwörter und Wiederholungen zugunsten eines besseren Leseflusses bereinigt werden. Auch kleine grammatikalische Anpassungen erfolgen unter der Prämisse einer inhaltlichen Auswertung der Interviews.

Qualitative Inhaltsanalyse

Als Auswertungsmethode wird *die inhaltlich strukturierende qualitative Inhaltsanalyse* nach Kuckartz gewählt. Diese unterteilt sich in sieben Phasen. Die erste ist die initiiierende Textarbeit: der Text wird sorgfältig gelesen, wichtige Stellen markiert und Anmerkungen an den Rand geschrieben. Besonderheiten und Assoziationen können in Form von Memos festgehalten werden. Zum Schluss werden kurze Fallzusammenfassungen geschrieben (vgl. Kuckartz 2018, S. 101). Die zweite Phase umfasst das Entwickeln thematischer Hauptkategorien: Ziel ist die inhaltliche Strukturierung der erfassten Daten. Anhand von 10-25% des Materials werden diese Kategorien definiert. Dabei kann auch auf empirisches Vorwissen und die Forschungsfrage zurückgegriffen werden (vgl. ebd., S. 101 f.). In Phase drei, dem ersten Codierungsprozess, wird das gesamte Material sequenziell anhand der gebildeten Hauptkategorien codiert (vgl. ebd., S. 102 f.). Phase vier umfasst das Zusammenstellen aller mit der gleichen Kategorie codierten Textstellen. Daraus werden in Phase fünf induktiv Subkategorien entwickelt (vgl. ebd., S. 106), anhand derer in Phase sechs das gesamte Material erneut codiert und zusammengestellt wird. In Phase sieben wird die Forschung anhand des codierten Materials strukturell aufbereitet, visualisiert und analysiert werden. Kuckartz unterscheidet sechs Formen der Analyse (vgl. ebd., S. 117). Für die durchgeführte Forschung eignet sich die „kategorienbasierte Auswertung entlang der Hauptkategorien“ (ebd., S. 118). Dazu werden zunächst die Hauptkategorien geordnet und zusammenfassend beschrieben und im Weiteren die Subkategorien systematisiert und dargestellt „wobei durchaus auch Vermutungen geäußert und Interpretationen vorgenommen werden können“ (ebd., S. 119).

7. Datenauswertung

Im Rahmen der Forschung wurden in drei Einrichtungen Interviews mit Sozialpädagogen geführt. In der Auswertung wurden vier Hauptkategorien gebildet: *Offener Treff*, *Genderbezüge*, *genderspezifische Angebote* und *strukturell, konzeptionell*. Anhand der Hauptkategorie Offener Treff und den Informationen aus den Vorgesprächen erfolgt zunächst eine Vorstellung der Einrichtungen und Interviewpartner.

7.1 Die Einrichtungen und Interviewpartner

Das Jugendhaus (Transkript Anhang E)

Das *Jugendhaus* liegt in einer kleinen Mittelstadt mit etwa 25.000 Einwohner*innen, befindet sich im Zentrum der Stadt und ist angegliedert an einen freien Träger der Jugendhilfe. Der offene Treff findet werktags 4,5 bis 6,5 Stunden statt, wobei einmal die Woche Mädchentag⁶ ist. Neben dem Mädchentag entsteht gerade ein Jungentag. Das Team besteht aus vier Hauptamtler*innen und an die Einrichtung ist ein Stadtteiltreff angegliedert, der im Interview jedoch nur nebenläufige Erwähnung und für die Forschung keine Relevanz hat. Das *Jugendhaus* besteht aus einem großen offenen Raum mit einer Theke, rundem Tisch mit Stühlen, Billard, Kicker, Fernseher für Konsolen und Tischtennisplatte. Es gibt eine Werkstatt, einen Chillraum und einen Musikraum. Das Haus wird aktuell vor allem von Besucher*innen im Alter von 10-15 Jahren genutzt, in einem Geschlechterverhältnis von etwa 60% Jungen* zu 40% Mädchen*. Ein aktuelles Thema der Einrichtung sind Besucher*innen mit Fluchthintergrund, es besuchen beispielsweise Jugendliche aus ukrainischen Kriegsgebieten die Einrichtung. Interviewt wird der *Mitarbeiter-Jugendhaus*, der seit drei Jahren in der Einrichtung tätig ist, einen handwerklichen Schwerpunkt hat und für den gerade entstehenden Jungentreff zuständig ist. Er beschreibt die Stärke der Einrichtung liege in der Flexibilität, Offenheit und Vielfältigkeit der Arbeitsweisen der Mitarbeiter*innen. Dynamiken im Treff ergeben sich durch ein wechselseitiges Zusammenspiel von Adressat*innen und Fachkräften. Das Team stellt die Einrichtung regelmäßig in Schulen im Ort vor, um neue Besucher*innen zu gewinnen.

Der Stadtteiltreff (Transkript Anhang F)

Die Einrichtung befindet sich in einem Stadtteil einer Mittelstadt mit etwa 40.000 Einwohner*innen, der Stadtteil selbst hat etwa 9000 Einwohner*innen. Die Einrichtung ist an einen kirchlichen Träger der Jugendhilfe angegliedert. Das Team ist für zwei Stadtteiltreffs in der Mittelstadt zuständig, der andere Treff findet im Interview aber nur nebensächliche Erwähnung. Das für beide Einrichtungen zuständige Team besteht aus sechs Hauptamtler*innen. Der *Stadtteiltreff* hat an allen Werktagen in der Woche von 15-20:30 Uhr geöffnet. Der offene Treff besteht aus zwei Räumen, die von einer Küche getrennt sind. Darin befinden sich Chill- und

⁶ Hier wird keine inklusive Schreibweise genutzt, sondern die Schreibweise des Jugendhauses übernommen.

Sitzgelegenheiten, Spielkonsole, Billard und eine Dartscheibe, im Keller gibt es einen Mini-Fußballraum. Die Altersspanne der Nutzer*innen beträgt in etwa 9-18 Jahre. Es nutzen pro Tag etwa 25-30 Jugendliche und hiervon mehr Jungen* als Mädchen* den Stadtteiltreff. Diese kommen aus den umliegenden Dörfern und dem fußläufig entfernten Schulzentrum und sind überwiegend Gesamtschüler*innen. Der Interviewpartner *Jugendarbeiter-Stadtteiltreff* betont den offenen Charakter und partizipativen Anspruch der Einrichtung. Die Rolle der Fachkräfte besteht häufig im reinen Beaufsichtigen der Besucher*innen, gelegentlich sind sie auch Ansprechpartner*in oder Spielpartner*in. Ein wichtiger Bestandteil des offenen Treffs ist tägliches gemeinsames Kochen und Essen. Ein aktuelles und im Interview häufig genanntes Thema ist der Umgang mit Alkoholkonsum der Besucher*innen.

Das Mittelstadt-Jugendzentrum (Transkript Anhang G)

Die Einrichtung befindet sich in einer Mittelstadt mit etwa 65.000 Einwohner*innen und liegt zentral in der Stadt unweit des Bahnhofes und der Innenstadt. Träger ist die Stadt und das Haus hat an vier Werktagen in der Woche von 15-20 Uhr geöffnet. Vier hauptamtliche Mitarbeiter*innen sind in der Einrichtung tätig, dazu kommen weitere Nebenamtler*innen. Im offenen Treff befindet sich eine Theke, ein Billardtisch, Tischkicker, Fernseher mit Spielkonsole und verschiedene Sitzgelegenheiten. Daneben können Jugendliche stundenweise einen Bewegungsraum, Musikraum, und zwei Cliquenräume nutzen. Zudem gibt es eine Werkstatt und einen Hausaufgabenraum. Im Außenbereich gibt es einen Basketballkorb und einen Soccer-Cage sowie ein mobil aufbaubares Volleyballnetz. Die Altersspanne der Besucher*innen ist in etwa 13-16 Jahre, davon haben viele einen Flucht- und Migrationshintergrund. Im Schnitt besuchen pro Tag etwa 80 Jugendliche das Jugendzentrum, an Freitagen oft bis zu 130. Interviewt wird der Sozialpädagoge *Fachkraft Mittelstadt-Jugendzentrum*, der u.a. für das Projekt *sozial engagierte Jungs* zuständig ist. Er beschreibt eine Grundhaltung (vom Team/Einrichtung) der Offenheit allen Jugendlichen gegenüber und Intervention bei diskriminierendem Verhalten. Die Dynamiken im Treffgeschehen seien auch von den Besuchszahlen abhängig. An vollen Tagen bestimmen die Jugendlichen die Dynamik, und Fachkräfte schreiten nur bei Konflikten ein. An weniger besuchten Tagen ist eine Einflussnahme eher möglich.

(Nicht-)Nutzungsgründe

Die unter der Hauptkategorie *Offener Treff* bestehende Subkategorie *(Nicht-)Nutzungsgründe* wird im Folgenden gesondert dargestellt, da diese in Hinblick auf die Forschungsfrage relevante Erkenntnisse liefert.

In allen drei Interviews werden als Nutzungsgründe die Mitarbeiter*innen als Bezugspersonen und das Treffen von Freund*innen genannt. Weitere wichtige Gründe sind die Lage der Einrichtung sowie Angebote und Spielmöglichkeiten im offenen Treff. Der *Jugendarbeiter-Stadtteiltreff* hebt den offenen Charakter und die freie Gestaltungsmöglichkeit der Freizeit hervor und der *Mitarbeiter-Jugendhaus* nennt die weniger reglementierte Mediennutzung als im

Elternhaus und das Unwissen über andere Angebote wie Sportvereine als Gründe, warum Jugendliche die Einrichtung nutzen.

Zu den Gründen, warum Jugendliche die Einrichtung nicht nutzen, führt *Mittelstadt-Fachkraft* zunächst an:

Also wer sie nicht nutzt, ist natürlich immer schwierig das rauszufinden, weil die müssen ja da sein, damit man sie dann mal befragen könnte. (Mittelstadt-Jugendzentrum, Pos. 104)

Er beschreibt jedoch im Weiteren, dass manche Jugendliche nicht mehr kommen, da das Angebot nicht mehr attraktiv für sie sei. Ein weiterer Grund, der auch vom *Jugendarbeiter-Stadtteiltreff* angeführt wird, sind Vorbehalte von Eltern gegen die Einrichtung, weswegen diese ihren Kindern den Besuch des offenen Treffs verbieten. Eine Parallele zum Interview im *Jugendhaus* ist die Beschreibung, dass manche Mädchen* mit religiösem Elternhaus oder Migrationshintergrund die Einrichtung nicht nutzen dürfen, wenn sich dort auch Jungen* aufhalten. Ein weiterer Grund sind Probleme von Jugendlichen mit anderen Besucher*innen. Im *Stadtteiltreff*-Interview wird dazu beschrieben:

Vielleicht gab es dann bei dem ein oder anderen irgendwelche Schwierigkeiten, Streit und dann wissen die, der geht dahin, dann gehe ich da nicht hin. (Stadtteiltreff, Pos. 157)

Der *Jugendarbeiter-Stadtteiltreff* führt als weitere Gründe andere Interessen und Hobbys an sowie die Präferenz von Jugendlichen Drogen zu nehmen.

7.2 Gender in den Einrichtungen

Zwei Hauptkategorien beziehen sich auf Genderorientierung in den Einrichtungen. Unter *Genderbezüge* sind alle Passagen codiert, in denen die Interviewpartner einen allgemeinen Bezug auf Geschlecht nehmen. Die Subkategorien gliedern sich in *geschlechtliche Verteilung*, *genderbezogene Dynamiken*, *pädagogische Intervention* und *Verständnis und Haltung*. Während die drei erstgenannten Subkategorien ineinandergreifen und sich ergänzen, hat die Kategorie *Verständnis und Haltung* einen kategorienübergreifenden Charakter und wird deshalb hier hinter der Darstellung der zweiten genderbezogenen Hauptkategorie *Genderspezifische Angebote* beschrieben.

Verteilung, Dynamik und Intervention

In den drei befragten Einrichtungen zeigt der Blick auf die *geschlechtliche Verteilung*, dass diese sowohl im Allgemeinen mehr von Jungen* als Mädchen* genutzt werden, als auch bei den klassischen Treffangeboten wie Spielkonsole, Billard, Kicker, Tischtennis und weiteren Sportangeboten Jungen* die häufigere Nutzungsgruppe sind. Lediglich im *Mittelstadt-Jugendzentrum* können auch Treff-Angebote benannt werden, die in der Mehrzahl von Mädchen* genutzt werden. Dazu zählen die Raumnutzung der Cliquenräume und des Musikraumes, also

kommunikative und kreative Betätigungen. Außerdem wird als Ausnahme bei den sportlichen Angeboten benannt, dass Volleyball gleichermaßen gespielt wird.

Die Subkategorien *genderbezogene Dynamiken* und *pädagogische Intervention* schließen an die *geschlechtliche Verteilung* an und greifen dabei ineinander.

Der *Mitarbeiter-Jugendhaus* beschreibt, dass die Jugendlichen häufig von sich aus Geschlechterrollen erfüllen. Die Einrichtung versuche zwar Geschlechterklischees zu durchbrechen, indem Angebote prinzipiell für alle offen sind, doch das führt nicht immer zu einer Annahme der Angebote vonseiten der Besucher*innen. Außerdem nimmt er Bezug auf die Verknüpfung von Migrationshintergrund und Geschlecht und beschreibt beispielhaft, dass gemischtgeschlechtliche Arbeit mit westlich sozialisierten Jugendlichen eher möglich sei.

Wenn man jetzt einen Migrationshintergrund hat und vielleicht andere Lebenseinstellungen aus den anderen Ländern mitbringt, ist es halt auch schwieriger für einen jungen Heranwachsenden auch eine Frau ernst zu nehmen. Das hört sich jetzt erstmal komisch an, das ist leider Fakt, ob wir das wollen oder nicht. (Jugendhaus, Pos. 76)

Im Interview wird zudem die Thematisierung von Geschlecht vonseiten der Besucher*innen beschrieben. Dies erfolgt im Kontext von geschlechtsspezifischen Angeboten und zeigt sich bei Jungen* im Unmut darüber, das Haus am Mädchentag nicht nutzen zu können. Im Kontext des entstehenden Jungentreffs beschreibt er:

Und es kamen jetzt auch oft Mädels auf mich zu mit einem breiten Grinsen: „Haha was ist, wenn ich mich als Junge fühle?“, das ist ja auch gerade ein ganz, ganz wichtiges Thema für die ganzen Jugendlichen. (Jugendhaus, Pos. 112)

Im Umgang mit Geschlechtsidentität besteht eine Kooperation mit einer Jugendpflegerin, die Expertin auf dem Gebiet ist und an die Jugendliche vermittelt werden können.

Der *Jugendarbeiter-Stadtteiltreff* beschreibt genderbezogene Dynamiken vor allem im Kontext von Pubertät und sexuellem Interesse von Jungen* und Mädchen* aneinander. Gesellschaftlich verhandelte Themen wie Gendervielfalt oder der immer populärer werdende Frauenfußball spiegeln sich nicht in Dynamiken der Einrichtung wider. Dazu resümiert er:

Also es gibt immer noch Männlein und Weiblein und die interessieren sich füreinander. Es gibt natürlich auch immer mal welche - obwohl es sind aber auch eigentlich Ausnahmen - muss ich muss ich jetzt mal so festhalten, welche die homosexuell sind, ist auch klar. Aber auch das spielt hier kaum eine Rolle. (Stadtteiltreff, Pos. 144-146)

Interventionen seien ab und an notwendig, denn es kommen immer wieder ältere Jungen* in die Einrichtung, um jüngere Mädchen* ‚anzubaggern‘.

Im Interview *Mittelstadt-Jugendzentrum* werden genderbezogene Dynamiken von Jungen* beschrieben und sind dabei eng verknüpft mit pädagogischer Intervention.

Es fängt schon an, teilweise mit einer gewissen Begrüßungskultur, der wir dann auch versuchen entgegenzutreten, gerade auch, wenn es Jugendliche meistens oder in der Regel Jungs sind, die nur die männlichen Mitarbeiter begrüßen wollen [...] Und da wirken wir, oder da gehen wir dann entsprechend auch entgegen, dass natürlich alle

gleichberechtigt sind, auch was die Begrüßung betrifft. (Mittelstadt-Jugendzentrum, Pos. 47)

Bei den Jungen* wird zudem eine Dynamik der Geschlechterinszenierung beschrieben:

Und ansonsten ist es natürlich schon so, dass gerade auch die Jungs sich in ihrer männlichen Rolle behaupten wollen [...] und den dicken Mann markieren wollen vor den Mädels. (Mittelstadt-Jugendzentrum, Pos. 49)

Geschlechterrollen zeigen sich auch besonders in Streitsituationen. Hier wird bei größeren Konflikten von Seiten der Fachkräfte darauf Wert gelegt auf die Jugendlichen in paritätischer Besetzung zuzugehen. Zudem erfolgen auch direkte Interventionen bei diskriminierendem Verhalten. Eine Veränderung von genderbezogenen Dynamiken hat sich durch eine räumliche Veränderung ergeben. Im Kontext von Corona-Maßnahmen wurden die Spielkonsole und der Tischkicker zentraler in den Treff gestellt. Vorher standen diese etwas abseits im Nebenraum und es gab schnell lautstarke Auseinandersetzungen. Durch die Umstellung ist es nun einfacher für die Fachkräfte, Einfluss auf die Dynamiken zu nehmen und es entstehen weniger Konflikte.

Genderspezifische Angebote

Die Hauptkategorie umfasst die Beschreibung konkreter genderbezogener Arbeit in den Einrichtungen und blickt dabei auch auf deren Entstehung, pädagogische Hintergründe und deren Auswirkungen.

Im Interview *Jugendhaus* werden zwei genderspezifische Angebote benannt, der Mädchentag und der Jungentag. Grundparadigmen beider Angebote sind Partizipation und Stärkung der Selbstwirksamkeit.

Junge Heranwachsende in ihren Lebensphasen, die die Möglichkeit haben, dass sie vielleicht durch andere Sozialisationsorte wie Familie, Peergroups oder Schule nicht schaffen... hier haben sie die Möglichkeit zu partizipieren und das sind so eigentlich die ganzen Kernelemente. Da geht es nicht immer um die ganzen Sachen, die umgesetzt werden, sondern die Möglichkeit, dass Kinder die Möglichkeit haben. (Jugendhaus, Pos. 96)

Am Mädchentag, der jeden Mittwoch stattfindet, ist das Jugendhaus ausschließlich für Mädchen* geöffnet und wird von weiblichen Fachkräften geleitet. Im Interview wird auch die Konstanz des Angebots als Stärke hervorgehoben:

das ist ein fester Termin für die Kinder über Jahre hinweg schon, also das weiß auch hier jedes Kind in [Ort], dass hier der Mädchentag angeboten wird und die Mädchen wissen auch, hier sind wir alleine, hier sind wir im geschützten Rahmen, wir können über unsere ganzen Problematiken reden, was die Pubertät anbelangt, und das ist so eigentlich so das Hauptding. (Jugendhaus, Pos. 82)

Entstanden ist der Mädchentag zum einen durch die Überzahl von Jungen* unter den Besucher*innen und zum anderen im Kontext davon, dass einige Mädchen* mit Migrationshintergrund den Treff nur im geschlechtshomogenen Setting nutzen dürfen. Der *Mitarbeiter-Jugendhaus* beschreibt auch eine räumliche Einflussnahme durch das Angebot:

am Mädchentag, haben die den kompletten Raum irgendwo umgestellt und das, was du jetzt ja gesehen hast, habe ich nicht hingestellt, das haben die selber gemacht. Unheimlich wichtig da den Kindern Freiraum zu geben. (Jugendhaus, Pos. 232)

Der Jungentag ist ein Angebot, das gerade wieder aufgenommen wird. Der *Mitarbeiter-Jugendhaus* hatte den Jungentag auch im Rahmen seines Praxissemesters schon einmal angeboten. Wie beim Mädchentag sind Partizipation und Selbstwirksamkeit wichtige Grundsätze des Angebots.

Ein zweiter wichtiger Punkt ist Spaß, es geht immer total unter, man denkt immer, alles muss pädagogisch begründet werden, nein, es kann auch einfach nur der Spaß sein hier, den die Kinder haben, das ist halt auch ganz wichtig. (Jugendhaus, Pos. 86-87)

Zur Entstehung beschreibt er der Jungentag

ist dadurch entstanden, weil wir an den Schulen uns vorgestellt haben. Meine Kollegin hat immer für den Mädchentag gesprochen und wirklich in jeder Klasse saßen bestimmt ein oder zwei Jungen, die sich gemeldet haben, „gibt es auch einen Jungentag?“ Das war für mich ein Anlass zu sagen, das machst du jetzt mal. (Jugendhaus, Pos. 104)

Im Unterschied zum Mädchentag umfasst das Angebot keine exklusive Öffnung der Einrichtung nur für Jungen*. Da nach wie vor die Mädchen* in der Einrichtung in der Unterzahl sind, soll ihnen nicht der Zugang verwehrt bleiben. Der Jungentag ist also ein Angebot innerhalb des offenen Treffs, das sich an Jungen* richtet. Mädchen* dürfen jedoch partizipieren, wenn die Jungen* damit einverstanden sind.

Der *Stadtteiltreff* verfügt über keine genderspezifischen Angebote oder Konzepte. Jedoch gibt es eine All-Gendertoilette, an der ein Schild auf Gendervielfältigkeit hinweist. Vor einigen Jahren hat es Mädchen- und Jungengruppen gegeben, die jedoch wegen geringer Nachfrage eingestellt wurden.

Das war dann schon wieder zu strukturiert. Wir machen jetzt hier extra was für Mädchen oder wir machen extra was für Jungen. Das Attraktivste für die Jugendlichen ist einfach, wir machen das Haus auf und sind einfach da und die können quasi machen, wonach ihnen gerade der Sinn steht. (Stadtteiltreff, Pos. 84)

Aktuell gebe es vonseiten der Jugendlichen auch keine Nachfrage nach solchen Angeboten, weshalb für die Einrichtung keine Notwendigkeit bestehe welche zu schaffen. Die Einrichtung beteiligt sich an einem Angebot der Stadt, das einmal im Jahr stattfindet. Beim sogenannten *Genderparcour* geht es darum, dass Jugendliche ihre Geschlechterrollen hinterfragen.

Im *Mittelstadt-Jugendzentrum* werden drei eigene genderspezifische Angebote benannt und zudem noch eine Kooperation mit der Arbeitsagentur.

Der *Mädchentreff* findet einmal im Monat statt. An dem Tag ist die Einrichtung nur für Mädchen* geöffnet und wird nur von weiblichen Fachkräften betreut. Ähnlich wie im *Jugendhaus* wird das Angebot partizipativ mit den Mädchen* gestaltet und auch hier dürfen bestimmte Besucher*innen von den Eltern aus nur an diesem Tag die Einrichtung nutzen. Im Unterschied zum regulären Treff wird beschrieben, dass die Mädchen* Treffangebote, wie die Spielkonsole, nutzen, die sonst eher von Jungen* genutzt werden. Auch ein Ausflug in eine

nahegelegene Trampolinhalle, an dem sich in der Vergangenheit überwiegend Jungen* beteiligten, wurde im Mädchentreff als Programmpunkt gewünscht. Die Auswirkungen auf den regulären Treff schätzt der Interviewpartner als gering ein:

Vielleicht ist es schon auch so, dass dadurch noch mal ein paar mehr Mädchen im regulären Treffbetrieb dann dabei sind, die über den Mädchentreff ins Haus gekommen sind und dann auch ganz normal zum regulären Treff dazu kommen. Aber ansonsten ist es vom Angebot her, nee, würde ich nicht sagen, dass der Mädchentreff den regulären Treff irgendwie beeinflusst hat. (Mittelstadt-Jugendzentrum, Pos. 172-1)

Ein weiteres genderspezifisches Angebot im *Mittelstadt-Jugendzentrum* ist das Projekt *Sozial engagierte Jungs*. In dem Landesprogramm, das auch andere Jugendzentren anbieten, sollen Jungen* an soziale Berufe herangeführt werden. Dazu helfen sie zweimal in der Woche in einer Kita oder Grundschule aus und erhalten dafür 30€ im Monat. Einmal im Monat gibt es ein gemeinsames Treffen, in dem über schwierige Situationen gesprochen werden kann oder gemeinsame Aktivitäten stattfinden. Am Ende des Projekts bekommen die Teilnehmer vom Bürgermeister ein Zertifikat über die Teilnahme überreicht. In eine ähnliche Richtung geht auch die Kooperation mit der Arbeitsagentur und dem *Girls'Day* sowie dem *Boys'Day*, an denen Jugendlichen geschlechtsuntypische Berufe vorgestellt werden und sie direkt mit Ausbildungsbetrieben in Kontakt treten können. Ein Angebot, das gerade entsteht, ist der *Queertreff*. Dieser soll montags stattfinden, wenn die Einrichtung regulär geschlossen ist, um den Besucher*innen einen geschützten Rahmen zu bieten. Die Entstehung geht auf die Initiative eines queeren Mitarbeiters sowie eine Umfrage an einem Demokratie-Projekttag zurück. Der Zugang zu den Adressat*innen soll über Schulsozialarbeiter*innen erfolgen und konzeptionell wird der Treff von queeren Studierenden einer nahegelegenen Hochschule begleitet.

Verständnis und Haltung

Die Subkategorie „Verständnis und Haltung“ umfasst Passagen der Interviews, in denen zum einen dargestellt wird, in welcher Weise die Einrichtungen und Interviewpartner Geschlecht verstehen und zum anderen inwiefern sich deren berufliche Haltung und Meinung zu dem Thema zeigt.

Alle drei Interviewpartner betonen in den Einrichtungen bestehe eine grundsätzliche Offenheit allen Jugendlichen gegenüber. Geschlecht soll im Alltag und der Gestaltung des offenen Treffs keine große Rolle spielen. In dieser Subkategorie verschwimmt oftmals die persönliche Meinung der Befragten mit Bezügen auf das gesamte Team. Der *Mitarbeiter-Jugendhaus* macht im Interview eine Reihe von Andeutungen, die, auch auf Nachfrage, meist nicht weiter ausgeführt werden.

Dann sind es gewisse Themen, was ich eben schon angesprochen habe mit dem ganzen Gendern und allem möglich, das sind schon viele Sachen, die uns auch betreffen, die wir auch hier mitbekommen. Und da gibt es schon einige Punkte, die für uns unheimlich wichtig sind. (Jugendhaus, Pos. 59-61)

Und auch die Ambivalenz der persönlichen und beruflichen Haltung deutet er an:

Als Sozialarbeiter hat man natürlich eine pädagogische Grundhaltung zu diesen Themen, auf der anderen Seite hat man ja auch eine eigene Haltung, die halt Menschen ausmacht und das muss man versuchen geschickt zu kombinieren. (Jugendhaus, Pos. 70)

Etwas konkreter wird er in der Beschreibung des Falles von Thematisierung von Geschlecht im Kontext des Jungentages. Auf die wohl provozierende Frage eines Mädchens* ob sie am Jungentag teilnehmen dürfe, wenn sie sich wie ein Junge* fühle, führt er aus:

Da verfare ich oder würde ich so verfahren: Das hört sich jetzt erst vielleicht ein bisschen komisch an, aber ich würde ja vor allem erst mal die Jungs fragen: „was haltet ihr davon?“ und es gibt ja, ich lehne mich schon weit aus dem Fenster, die Möglichkeit, dass Kinder eine gewisse Phase in ihrem Leben durchmachen, oder sie haben diese Probleme mit der Intersexualität wirklich? (Jugendhaus, Pos. 114)

Zwar geht es in der Ausführung um eine hypothetische Reaktion auf eine Provokation zur Teilnahme am Jungentag, jedoch zeigt sich in der Passage sowohl ein Unwissen über den Unterschied zwischen Inter* und Trans*, als auch eine grundsätzliche Skepsis wechselnden Geschlechtsidentitäten gegenüber.

Und da ist nur zu unterscheiden, ist das jetzt gerade so, heute so, morgen so oder ist das ein ernstzunehmendes Problem? Wenn jetzt hier ein geborenes Mädchen reinkommen würde, was sich über Jahre hinweg als Junge definiert und auch wirklich damit ein Problem hat anders zu leben, da würde ich die Tür auch nicht zumachen. Da würde ich sagen: „Hallo Tim, Herzlich willkommen. Du kannst mitmachen.“ (Jugendhaus, Pos. 116)

Trans*jungen dürften dieser Ausführung nach am Jungentag teilnehmen, wenn sie eine über mehrere Jahre konstante Geschlechtsidentität vorweisen können oder aber die anderen Jungen* entscheiden, dass sie dabei sein können. Generell wird eine sich ändernde Geschlechtsidentität immer wieder als ‚Problem‘ bezeichnet. Im Weiteren erläutert der *Mitarbeiter-Jugendhaus*, dass es mal eine Besucherin gab, die anders angesprochen werden wollte und ein Jahr später dies selbst als Phase bezeichnete. Weiter beschreibt er, dass die Mitarbeiter*innen in Einzelgesprächen und mithilfe von Informationsmaterial zwar Gender grundsätzlich thematisieren, dass dies aber nur bei zwei bis drei Besucher*innen eine Rolle spielt.

...aber das verfliegt dann auch wieder, deswegen hört sich komisch an, aber vielleicht ist es dann doch in gewissen Sachen gerade für Heranwachsende manchmal auch wirklich nur eine Phase, um zu provozieren. (Jugendhaus, Pos. 130)

Zu Beginn des Interviews erläutert der *Jugendarbeiter-Stadtteiltreff*, dass Jugendarbeit im generellen jungen*dominiert ist, sich das Team aber darüber freut, dass auch viele Mädchen* die Einrichtung nutzen. Doch nicht nur das Team freue sich darüber:

Ja, das ist dann natürlich auch für viele Jungs sehr attraktiv, wenn hier viele Mädchen sind. (Stadtteiltreff, Pos. 37)

Im Weiteren setzt er in Bezug auf Geschlecht immer wieder das heterosexuelle Interesse von Jungen* und Mädchen* aneinander in den Mittelpunkt der Ausführungen. Auf die Frage nach Genderbezügen beschreibt er, dass vor einigen Jahren ein Trans*junge regelmäßig die

Einrichtung besucht hat und in der Zeit die Transition deutlich zu sehen war. In der Schilderung spricht er von dem Besucher jedoch durchgängig in der weiblichen Form. Dass es im Team unterschiedliche Bezüge zu dem Thema Gender gibt, zeigt sich an der Schilderung der genderneutralen Toilette:

...eigentlich ist es eine barrierefreie Toilette. Und eine Kollegin von uns hat dann zusätzlich an die Tür dieses geschlechtsneutrale Schild drangemacht. (Stadtteiltreff, Pos. 98)

Das Schild an der Toilette markiert die Nutzung für alle Gendervarianten. Der *Jugendarbeiter-Stadtteiltreff* beschreibt dazu:

Ich weiß, dass prompt Kritik von einer Besucherin geäußert wurde: „Ja, wieso ist das denn jetzt die geschlechts..., warum hängt dieses Schild da jetzt?“ Weil eigentlich ist das doch die Toilette für Menschen mit Beeinträchtigungen und Menschen, die jetzt irgendwie geschlechtsneutral behandelt werden wollen oder sich nicht als weiblich oder männlich definieren, die sind doch nicht behindert, sagte sie zu mir, da konnte ich ja auch nicht widersprechen. (Stadtteiltreff, Pos. 100)

In der Passage zeigt sich mindestens ein Unwissen darüber, wer mit ‚alle Geschlechter‘ gemeint ist, es kann jedoch auch ein gewisses Desinteresse dem Thema gegenüber interpretiert werden, denn ein genauerer Blick auf das Schild hätte wohl zum besseren Verständnis genügt. Dazu kommt eine implizite Abwertung von Menschen mit Behinderung. Immer wieder wird die grundsätzliche Offenheit allen Jugendlichen gegenüber hervorgehoben, jedoch schwingt in der Betonung der Akzeptanz oftmals eine unterschwellige Ablehnung mit. Wie beispielsweise in der Beschreibung des Genderparcours.

Das ist eigentlich so ein Hobby unseres Jugendpflegers hier von der Stadt. (Stadtteiltreff, Pos. 165)

Diese Ambivalenz der Hervorhebung von Akzeptanz bei gleichzeitiger nebenläufiger Abwertung zeigt sich auch im abschließenden Resümee am Ende des Interviews:

Also zusammenfassend hier für uns kann man sagen, wir sind jetzt nicht spezialisiert, wir haben uns auch nicht weiter damit befasst, ist auch aus unserer Sicht nicht notwendig eigentlich. Aber grundsätzlich sind wir für jeden offen, also egal ob männlich, weiblich oder dazwischen oder Gott weiß wie. Jeder darf hier hinkommen. Ist auch immer herzlich willkommen. (Stadtteiltreff, Pos. 178)

Im Interview *Mittelstadt-Jugendzentrum* spielt die persönliche Meinung der Fachkraft eine geringe Rolle. Die Schilderungen über Genderbezüge und genderspezifische Angebote zeichnen eine vergleichsweise reflexive Grundhaltung dem Thema gegenüber. Dazu zählen die Beschreibungen von Geschlechterinszenierungen und pädagogischen Interventionen im offenen Treff oder die Schaffung des Queertreffs. Der Treff findet an einem Wochentag statt, an dem die Einrichtung regulär geschlossen ist und soll somit einen geschützten Rahmen schaffen und explizit auch Trans*jugendlichen einen Raum geben. Daraus kann zum einen geschlossen werden, dass der reguläre Treff kein sicherer Raum für queere Jugendliche ist und impliziert zum anderen, dass die anderen geschlechtsspezifischen Angebote nicht inklusiv für

Trans*jugendliche sind. Und auch wenn sich in der Beschreibung des Treffs und der Arbeitsweisen vergleichsweise differenzierte Ausführungen finden, gibt es auch in der Einrichtung keinen umfassenden Genderbezug in der Ausgestaltung der Arbeit.

Also ich würde weniger sagen, dass es die Überlegungen gibt, wirklich zu gucken, wir müssen jetzt zum Beispiel unbedingt ein Angebot machen, wo wir mehr die Mädchen noch ansprechen. Da wir auch da, sag ich mal, relativ offen sind. Klar, es ist schon natürlich auch... geht mehr in die sportliche Richtung, aber wir haben auch kreative Angebote, die wir umsetzen. (Mittelstadt-Jugendzentrum, Pos. 162)

7.3 Strukturelle konzeptionelle Ebene

In dieser Hauptkategorie liegt der Fokus auf konkreten Anknüpfungspunkten für die Implementierung neuer Inhalte in der Praxis. Die drei gebildeten Subkategorien *Organisatorische Rahmenbedingungen*, *Äußere Einflüsse* und *Anknüpfungspunkte* geben eine gewisse Vorgliederung in der Darstellung, bedürfen jedoch keiner tiefergehenden Beschreibung.

Grundlegend wird in allen drei Interviews die grundsätzliche Möglichkeit und dafür notwendige Flexibilität und Bereitschaft benannt, neue Themen und Projekte in der Einrichtung einzubringen. Äußere Einflüsse auf die Gestaltung der Arbeit von Träger oder Kommune spielen im *Mittelstadt-Jugendzentrum* und *Stadtteiltreff* eine untergeordnete Rolle.

In der Gestaltung unserer Arbeit lassen die uns Gott sei Dank muss ich sagen, eigentlich eine sehr freie Hand. (Stadtteiltreff, Pos. 122)

Im Jugendhaus wird dazu eine stärkere Tendenz dazu beschrieben

Nur ist es schwierig, was ich eben schon meinte, die Schablonen andauernd zu nehmen von der Kommune und irgendwie überzuwerfen und das zu probieren, weil wir halt merken, es ist nicht die Lebensweise der Kinder. (Jugendhaus, Pos. 136-137)

Er führt aus, vonseiten der Kommune würden häufig politisch aktuelle Themen als Aufgaben an die Jugendarbeit weitergegeben, die dann aber schwer umsetzbar seien. Dabei nimmt er auch konkret Bezug auf die kleinstädtische Perspektive der Einrichtung.

Das mag vielleicht in anderen Städten ganz anders aussehen, aber das ist der Unterschied. Wir sind jetzt in einer kleinen Stadt, das sieht in Berlin oder Köln ganz anders aus als hier. Und in ganz kleinen Dörfern auch noch mal ganz anders. Und das sind diese Schablonen, da muss man immer so ein bisschen aufpassen, dass man diese Schablonen gerne annimmt, aber auch die so ein bisschen mit der Realität verknüpft und vor allem auch, ob das pragmatisch ist, das umzusetzen und ob das die Lebens-themen der Jugendlichen auch trifft. (Jugendhaus, Pos. 146)

Als Prämisse für neue Themen und Projekte wird in allen drei Interviews das Engagement der durchführenden Fachkräfte genannt. Die Relevanz der Eigeninitiative wird besonders deutlich im *Jugendhaus* Interview:

...da muss man auch ein bisschen intrinsisch motiviert sein, die Sachen auch wirklich umsetzen zu können, da geht auch viel Freizeit rein, das kriegt man dann an dem Punkt dann auch nicht bezahlt, aber das macht man ja auch gerne. (Jugendhaus, Pos. 194)

Im Stadtteiltreff wird zudem beschrieben, wie sich Angebote durch aktuelle Themen der Einrichtung ergeben

...wir hatten mal eine Gruppe, die das Haus hier genutzt hat, weil unten der Sportplatz ist, und die haben sich dann da immer zum Trinken getroffen und dann sind die immer angetrunken hier rein und dann war das immer so eine Pendelei zwischen Haus und Sportplatz und dann haben wir gedacht: Mensch wie können wir die mal ein bisschen mehr ins Haus locken und mal vom Trinken ein bisschen wegbringen und mehr hierhin binden. (Stadtteiltreff, Pos. 118)

Daraus entstand eine alkoholfreie Party, die gut angenommen wurde. Bei weiteren Veranstaltungen sank zwar das Interesse der Jugendlichen,

Nichtsdestotrotz haben wir die als ... langfristige Besucher dann gewonnen über ein Jahr eigentlich. (Stadtteiltreff, Pos. 118)

Die Annahme der jeweiligen Angebote durch die Jugendlichen und deren Beteiligung in der Planung und Durchführung wird in allen drei Interviews hervorgehoben. Der *Jugendarbeiter-Stadtteiltreff* resümiert dazu:

...man kann selbst so mal Akzente reinbringen und gucken, wie sie drauf reagieren. Aber vieles kommt auch von ihnen selber. So soll es sein, eigentlich Partizipation. (Stadtteiltreff, Pos. 118)

Im *Mittelstadt-Jugendzentrum* wird als Anknüpfungspunkt für neue Themen zudem noch der Austausch mit Fachkräften anderer Einrichtungen bei Netzwerktreffen beschrieben. Anhand des *Mittelstadt-Jugendzentrum* kann auch die Bedeutung zufälliger bzw. fachfremder Veränderungen beschrieben werden. Die räumliche Veränderung aufgrund von Corona-Maßnahmen wird als Verbesserung von Treffdynamiken beschrieben.

8. Diskussion

Anhand der leitenden Forschungsfrage werden im Folgenden zunächst konkrete Chancen und Hürden für die Implementierung genderreflektierender Praxis in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit aus der theoretischen Herleitung sowie der durchgeführten Forschung abgeleitet und diskutiert.

Als Chance kann zunächst die Vielzahl an praxisnaher Literatur zu dem Thema genannt werden. In zahlreichen Konzepten und Studien finden sich sowohl konkrete Handlungsempfehlungen und Praxisbeispiele als auch Analysen und Reflexionen derer. Somit sind Fachkräfte und Einrichtungen bei der Umsetzung nicht auf sich allein gestellt, sondern können auf ein breites Repertoire an Grundlagenliteratur zurückgreifen.

Ein weiterer Aspekt ist, dass genderreflektierende Praxis nicht unbedingt von finanziellen Mitteln abhängt. Der empirische Forschungsstand zeigt, dass eine gute materielle Ausstattung nicht mit hohen Nutzungszahlen korreliert, sondern viel mehr die pädagogische Ausgestaltung der Einrichtungen ausschlaggebend ist. Auf diese Ausgestaltung zielen auch die meisten Aspekte der Konzepte genderreflektierender Praxis. Maßnahmen der Weiterbildung und Qualifizierung oder eine Veränderung der sächlichen Ausstattung und räumlichen Ausgestaltung können zwar Geld in Anspruch nehmen, spielen jedoch auch bei einer nicht-genderbezogenen Ausgestaltung von Einrichtungen eine Rolle.

Als weitere Chance kann festgehalten werden: Es gibt in vielen Einrichtungen der Offenen Kinder- und Jugendarbeit eine Auseinandersetzung mit Geschlecht. Im Schnitt verfügen etwa die Hälfte aller Einrichtungen über genderbezogene Angebote und auch zwei der befragten Einrichtungen beschreiben eine grundsätzliche Notwendigkeit der Auseinandersetzung und haben diesbezüglich Angebote. Außerdem wurde in allen drei Interviews auch die Thematisierung von Geschlecht durch die Besucher*innen beschrieben, was als Anknüpfungspunkt dienen kann.

Zwar wird immer wieder eine umfassende konzeptionelle Verankerung genderreflektierender Inhalte gefordert, jedoch beziehen sich viele der Reflexions- und Handlungsansätze auf die Ausgestaltung der Arbeit der einzelnen Fachkräfte und Teams. Daraus können zugleich Chancen und Hürden abgeleitet werden. In allen drei Interviews wird die Offenheit und Flexibilität beschrieben, die das Einbringen neuer Themen und Projekte grundsätzlich ermöglichen. Diese neuen Inhalte werden in erster Linie von Mitarbeiter*innen eingebracht und bedürfen dabei nicht äußerer Zustimmung von Träger oder Kommune. Die Rahmenbedingungen ermöglichen also, zumindest in den befragten Einrichtungen, eine grundsätzliche Implementierung genderreflektierender Praxis. Die notwendige Eigeninitiative kann jedoch auch als Hürde beschrieben werden. Schon Trauernicht und Schumacher hatten eine gewisse Bewegungslosigkeit bei fehlendem äußerem Anschub in den Teams als Hürde beschrieben.

Daran anknüpfend kann auch der Aspekt des Einbringens neuer Themen von Seiten der Besucher*innen als Hürde genannt werden. Jugendzentren beschäftigen sich häufig mit aktiv und akut auftretenden Problemen, wie im Beispiel des Stadtteiltreffes der Alkoholkonsum von Jugendlichen. Die Probleme ergeben sich durch Regelverstöße oder das direkte Herantragen durch Jugendliche an die Fachkräfte. Das bedeutet, dass sich vor allem mit Themen beschäftigt wird, die schon im Jugendzentrum sind. Probleme, die nicht offenkundig sichtbar sind, können so nur schwer identifiziert werden. Wenn also Mädchen* und queere Jugendliche eine Einrichtung nicht nutzen, da sie vor allem heterosexuelle Jungen* adressiert, können diese auch wenig Einfluss auf die Gestaltung und Ausrichtung jener nehmen. Hier kann auch beispielhaft die Untersuchung von Beratungsbedarfen im Rahmen der DJI-Studie herangezogen werden. In dieser hat sich gezeigt, dass Fachkräfte dort, wo es spezifische Angebote, wie die für LSBT-Jugendliche gibt, auch einen größeren Beratungsbedarf zu diesen Themen wahrnehmen. Diese Orientierung anhand der Wahrnehmung wird besonders deutlich im *Stadtteiltreff*-Interview, in dem der Interviewpartner immer wieder beschreibt, dass queere und genderbezogene Themen absolute Ausnahmen im Alltag der Einrichtung darstellen und es deshalb auch keinen Handlungsbedarf diesbezüglich gebe.

Generell lassen sich viele von Trauernicht und Schumacher beschriebene Hürden bei der Umsetzung (siehe Kapitel 4.2.1 S. 19) auch aus den Interviews ableiten. Etwa ein verkürztes Verständnis von Offenheit der Einrichtungen. Dazu beschreiben sie, dass Fachkräfte oft der Fehlannahme unterlägen, genderspezifische Arbeit stehe dem Paradigma der Offenheit entgegen. Tatsächlich seien die Einrichtungen jedoch schon aufgrund ihrer Ausgestaltung für bestimmte Zielgruppen nicht offen. In allen drei Interviews zeigt sich sowohl eine jungen*dominierte Nutzung generell, als auch bei den klassischen Treff-Angeboten. Es wird in keiner der Einrichtungen die Notwendigkeit gesehen bei der Gestaltung des offenen Treffs und der Angebotsplanung auch die Interessen von Mädchen* zu berücksichtigen. Dass die persönliche Offenheit der Fachkräfte allen Jugendlichen gegenüber im Widerspruch zu der grundsätzlichen Ausgestaltung der Einrichtungen steht, wird dabei nicht reflektiert.

Alle drei Interviewpartner beschreiben als Haltung die Dethematisierung von Geschlecht im Treffalltag. An diesem Beispiel zeigt sich deutlich die Ambivalenz genderreflektierender Praxis: Geschlechterrollen und -stereotype sollen abgebaut und aufgelöst werden und eine Thematisierung von Geschlecht führt in vielen Fällen zur Verfestigung von Differenzlinien. Trotzdem ist die in den Interviews dargestellte Dethematisierung eine verkürzte Auffassung dieses Aspekts, denn Jugendliche verhalten sich entsprechend ihrer zugeschriebenen Geschlechterrollen (Doing gender) und so muss eine genderreflektierende Praxis diese Verhaltensweisen mit in den Blick nehmen. Die typischen kompetitiven (sportlichen) Spielangebote der offenen Treffs adressieren vorwiegend Jungen*, während Mädchen* häufiger feste Gruppenangebote nutzen und kreative und kommunikative Betätigungsmöglichkeiten präferieren. Diese in der

Fachliteratur beschriebene Tendenz bestätigt sich auch in den Interviews. Die Offene Kinder- und Jugendarbeit muss diese Aspekte in ihrer Angebotsplanung und Treffgestaltung berücksichtigen, insofern sie auch Mädchen* adressieren möchte. Gleichzeitig wäre es auch verkürzt diese Ergebnisse einfach unkritisch anzunehmen. Die Ausführungen zum Mädchentreff im *Mittelstadt-Jugendzentrum* zeigen, dass Mädchen* die Einrichtung anders nutzen, wenn keine Jungen* dort sind. Dies gibt einen Hinweis darauf, dass es bei der Nutzung von bestimmten Spielmöglichkeiten nicht nur um die Präferenz der Nutzer*innen geht, sondern auch um (geschlechtsbezogene) Aneignungsdynamiken. Diese Beobachtungen zeigen sowohl den Wert von Mädchen*arbeit auf, als auch die Notwendigkeit vonseiten der Fachkräfte Einfluss auf die Aneignungsdynamiken dominanter Gruppen im offenen Treff zu nehmen. Aufgabe einer genderreflektierenden Offenen Kinder- und Jugendarbeit ist es Geschlechterrollen zu hinterfragen und aufzuweichen. Dafür muss sie jedoch erst Jugendliche gleichermaßen erreichen. Die explizite Schaffung von geschlechtshomogenen Settings und einer ausgeglichenen Angebotsgestaltung erweisen sich dazu als hilfreich. Dazu kann noch eine Beobachtung aus dem *Mittelstadt-Jugendzentrum* ergänzt werden: hier wurde Volleyball als Sportangebot beschrieben, das gleichermaßen von Mädchen* und Jungen* genutzt wird. Ein Ansatzpunkt in der Angebotsgestaltung kann also der Fokus auf Betätigungsmöglichkeiten sein, die eine geringe Geschlechterkonnotation innehaben.

Als weitere Hürde kann der Aspekt des verkürzten Verständnisses von geschlechtsspezifischer Arbeit genannt werden. Ulrike Graff kritisiert, häufig werde angenommen, dass Koedukation an sich schon genderreflektierende Praxis sei. Diese Annahme wird auch im Interview *Jugendhaus* deutlich, wenn als Maßnahme gegen Geschlechterstereotype die grundsätzliche Offenheit auch von geschlechtsuntypischen Angeboten genannt wird. Ein weiterer Aspekt ist die verkürzte Sichtweise Geschlecht ausschließlich in den spezifischen Angeboten zu verhandeln. Arbeit in geschlechtshomogenen Settings wird in vielen Methoden und Konzepten als wichtiger Bestandteil einer genderreflektierenden Praxis verstanden. Dabei wird jedoch auch darauf hingewiesen, dass die Mädchen*- und Jungen*arbeit explizit als ein Teil eines größeren Konzepts gesehen werden muss und die genderreflektierende Praxis sich nicht auf einzelne Angebote beschränken darf. Diese Fokussierung zeigt sich in den Ausführungen des *Mittelstadt-Jugendzentrums* und des *Jugendhauses*. Beide Einrichtungen verfügen über genderspezifische Angebote, sehen jedoch in der weiteren Ausgestaltung des Treffs keine Notwendigkeit der Thematisierung von Geschlecht.

Ein weiterer Aspekt eines verkürzten Verständnisses von genderspezifischer Praxis sind fehlende fachliche Bezüge in der Ausführung. So steht genderspezifische Arbeit immer in der Gefahr, Geschlechterstereotype zu reproduzieren und Differenzlinien zu verfestigen. Im Interview *Jugendhaus* wird beschrieben, dass dort ein Jungentag im Entstehen sei. Die

Begründung und Beschreibung des Angebots zeigen keine Verknüpfung zu fachwissenschaftlichen Aspekten einer genderreflexiven Jungen*arbeit.

Als Voraussetzung von genderreflektierender Offener Kinder- und Jugendarbeit wird Fachliteratur das ausreichende Wissen auf dem Gebiet benannt. Insbesondere in den Interviews *Stadtteiltreff* und *Jugendhaus* zeigen sich teils große Leerstellen in Wissensbeständen zu queeren Geschlechtsidentitäten. In der fachwissenschaftlichen Beschreibung von Ansätzen einer queeren Pädagogik wird dazu jedoch auch beschrieben, dass nicht immer ein umfassendes Wissen notwendig ist, sondern vielmehr eine offene, akzeptierende Haltung den Adressat*innen gegenüber wichtig sei. Diese offene akzeptierende Haltung wurde von beiden Interviewpartnern immer wieder betont, jedoch zeichneten weitere Ausführungen ein Bild der Skepsis bis hin zu Ablehnung.

Die Dynamik innerhalb des Teams kann sich als Hürde erweisen, wenn sich Haltungen und Sichtweisen unterscheiden und der fachliche Austausch untereinander gering ist. Beispielsweise musste der *Jugendarbeiter-Stadtteiltreff* im Interview erst auf die genderneutrale Toilette hingewiesen werden und benannte hier eine Kollegin als Initiatorin. Seine Ausführungen lassen vermuten, dass sowohl Wissen und Haltung von der Kollegin abweichen als auch kein Austausch innerhalb des Teams mit ausreichender Wissensweitergabe zur Idee hinter der Maßnahme besteht.

Ein auch im Kontext des *Aneignungskonzeptes* stehender Aspekt sind die (Nicht-)Nutzungsgründe. Sowohl in der Empirie als auch den Interviews wird das Treffen von Freund*innen als wichtigster Nutzungsgrund angegeben. Ein in zwei Interviews genannter Nichtnutzungsgrund ist Stress oder Streit mit anderen Besucher*innen. Aus diesen Aspekten können zwei Schlüsse gezogen werden: Erstens nutzen eher Cliquen als Einzelbesucher*innen die Einrichtung, was zu einer Potenzierung von Gleichgesinnten unter den Besucher*innen führen kann. Zweitens scheint bei Konflikten das Recht des Stärkeren zu gelten. Wer sich dominant durchsetzt, kann die Einrichtung weiter nutzen. Die Einflussmöglichkeiten darauf, wer die Einrichtungen nutzt, wird in den Interviews von den Fachkräften als gering eingeschätzt.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass in keiner der befragten Einrichtungen ein umfassendes Konzept oder Verständnis von genderreflektierender Offener Kinder- und Jugendarbeit vorhanden ist. Somit lassen sich aus den Interviews mehr Hürden als Chancen für die Implementierung ziehen. Ergänzend soll hier noch ein Aspekt diskutiert werden, der zumindest in Teilen als Antithese zur vielfach geforderten Raumumgestaltung gesehen werden kann. Im Interview *Mittelstadt-Jugendzentrum* wird beschrieben, dass eine räumliche Umgestaltung, bei der Kicker und Playstation zentraler in den Treff gerückt wurden, einen entschärfenden Charakter, was männlich dominantes Verhalten angeht, hatte. So kann zumindest kritisch hinterfragt werden, ob eine räumliche Verlagerung der kompetitiven Spielmöglichkeiten in einen extra Raum, womöglich neue, sich potenzierende negative Auswirkungen zur Folge haben

kann. Der im Interview beschriebene Aspekt lässt sich mit der von Duttweiler et al. beschriebenen *pädagogischen Intervention* erklären. Hier führen die Autor*innen an, dass eine verstärkte Präsenz der Fachkräfte einen entschärfenden Charakter in Bezug auf Geschlechterinszenierungen bei den Jugendlichen haben kann. In einem extra abgetrennten Billard- und Kicker Raum sind die Möglichkeiten zur Intervention potenziell stark geschmälert. Aus der Beschreibung kann jedoch noch ein weiterer Aspekt gezogen werden: Die räumliche Umgestaltung in dem Fall wurde aus anderen Gründen vorgenommen (Coronaschutzmaßnahmen). Diese zufällige Veränderung zeigt auf, dass kleine Veränderungen teils große dynamische Auswirkungen haben können. Einrichtungen, die mit ihrer Ausgestaltung etwas experimentieren, können so potenziell auch positive Veränderungen schaffen, die außerhalb der Problemwahrnehmung liegen.

Eine noch immer bestehende Forschungslücke ist der Grund, warum das geschlechtliche Ungleichgewicht in den Nutzungszahlen in Klein- und Mittelstädten am größten ist. Der einzige explizite Bezug findet sich im *Jugendhaus* Interview. Hier beschreibt der Interviewpartner, dass die Kommune gerne politisch aktuelle Themen weitergebe, die wohl in Köln und Berlin eine Rolle spielten, jedoch vor Ort in der kleinen Mittelstadt nicht der Lebensrealität der Kinder entsprächen. Daraus könnten sich vergleichende Forschungen ergeben, die die Sichtweisen von Nutzer*innen und Fachkräften in Klein- und Mittelstädten vs. Großstädten untersuchen.

Die bisherige Diskussion bezieht sich auf aus Theorie und Forschung abgeleitete Erkenntnisse. Im Folgenden werden Aspekte benannt, die von den Interviewpartnern nicht thematisiert wurden. Im ersten Teil des Interviews stellten die Interviewpartner sich und die Einrichtung, in der sie arbeiten, frei vor. Vertiefend wurden Sie dazu nach dem ‚Steckenpferd‘, also einem herausragenden Element der Ausgestaltung der Arbeit ihrer Einrichtung befragt. In keinem der Interviews wurde eine bestimmte Spezialisierung oder Schwerpunktsetzung der Ausrichtung benannt. Eher wurde die Frage mit Allgemeinbeschreibungen beantwortet etwa, dass das Team vielseitig aufgestellt sei oder die Einrichtung generell offen für Neues sei.

Auch wurde in den Interviews kein selbstläufiger Bezug auf Konzeptionen der Häuser, Teamsitzungen, Supervision oder Weiterbildung genommen.

Zudem fehlte der Rückbezug auf wissenschaftlich-theoretische Inhalte. Hier kann beispielhaft die Beschreibung des Jungentags im *Jugendhaus* genannt werden, dessen tiefere Ausführungen keine Bezüge zu grundsätzlichen Konzepten der Jungen*arbeit erkennen lassen, sowie eine konkrete Situation im *Stadtteiltreff-Interview*, in der auf die Frage nach einem wissenschaftlichen Rückbezug der Arbeit stattdessen auf aktuelle politische Debatten eingegangen wurde.

Abschließend wird auf limitierende Faktoren der Forschung eingegangen. Die geringe Vorerfahrung in Hinblick auf qualitative Forschung und insbesondere Interviewführung führte dazu, dass einige für die Auswertung zentrale Aspekte in der Interviewsituation wenig oder gar nicht

vertieft wurden. Teils hätten der Mut zu konfrontativeren Nachfragen und ein besseres individuelles Eingehen auf einzelne Aspekte deutlichere Ergebnisse liefern können und Argumentationslinien in der Diskussion schärfen können. Im *Jugendhaus*-Interview wurden die Leitthemen vorher mitgeteilt, was dazu führte, dass der Interviewpartner an einigen Stellen anstelle der Beantwortung konkreter Fragen vorbereitete Ausführungen machte, die nicht im Forschungsinteresse liegen. Expert*inneninterviews lassen zwar zu, dass Themen oder Fragen vorab kommuniziert werden, jedoch kann auch der vorab angenommene Expert*innenstatus in Hinblick auf die strukturellen Grundsätze der Einrichtungen hinterfragt werden.

Ein weiterer limitierender Faktor ist, dass sich die Auswertung ausschließlich auf die Aussagen der Interviewpartner bezieht. Daraus lassen sich viele Rückschlüsse ziehen, doch können diese an einigen Stellen nicht auf das ganze Team oder die Einrichtung übertragen werden, da sie oftmals persönliche Meinungen enthalten. Dazu kommt, dass nur die Perspektiven männlicher Fachkräfte abgebildet werden. In zwei der Einrichtungen waren Interviews mit weiblichen Fachkräften, die für die Mädchen*arbeit zuständig sind, geplant, die aber dann aufgrund von Krankheit der Interviewpartnerinnen ausgefallen sind und im zeitlichen Rahmen der Arbeit nicht mehr nachgeholt werden konnten.

9. Fazit

Auch wenn pauschale Verallgemeinerungen im vielfältigen und ausdifferenzierten Feld der Offenen Kinder- und Jugendarbeit nur schwer möglich sind, so kann doch resümiert werden, dass das Handlungsfeld im Großen und Ganzen bei der Auseinandersetzung mit Geschlecht in jahrzehntealten Mustern verharret. In Hinblick auf die Forschungsfrage lässt sich sagen, dass die Chancen der Implementierung einer genderreflektierenden Praxis weitestgehend im Konjunktiv liegen. Grundsätzlich wäre die Umsetzung der vorgestellten Konzepte möglich, die Hürden überwiegen jedoch und scheinen einer Umsetzung im Weg zu stehen. Als größte Hürde kann hier mangelnde (Selbst)Reflexion bezüglich Geschlecht und Offenheit der Einrichtungen benannt werden.

Dieses Verharren zeigen auch die geführten Interviews, die viele der bereits 1987 von Trauer- und Schumacher angeführten Aspekte und Dynamiken bestätigen und vielfach auch weitere in der theoretischen Herleitung beschriebene Phänomene veranschaulichen. Doch sie liefern auch darüberhinausgehende Erkenntnisgewinne. In den Ausführungen zur Mädchen*arbeit wurde beschrieben, dass an den Mädchen*tagen veränderte Nutzungsweisen der Treffangebote zutage treten und dass einige Mädchen* die Einrichtung ausschließlich an diesen Tagen nutzen. Diese Ausführungen weisen auf die Notwendigkeit des Angebots hin. So scheint allein die Schaffung eines Settings ohne Jungen* schon eine, zumindest temporäre, Veränderung zu schaffen. An dieser Stelle soll nicht geschlussfolgert werden, dass Mädchen*arbeit keines fachlichen Fundamentes bedürfe. Doch anders als bei anderen genderbezogenen Ansätzen scheint schon die Schaffung eines temporären Freiraums ein Gewinn für die Nutzerinnen* zu sein. Weitergehend können aus der Forschung insbesondere aus Passagen des Interviews *Mittelstadt-Jugendzentrum* Diskussionsbeiträge zu konkreten Bezügen genderreflektierender Praxiskonzepte gezogen werden. So etwa die Hinweise zu räumlicher Veränderung, geschlechtsbezogener Nutzung und dem Blick auf weniger geschlechtlich konnotierte Betätigungsmöglichkeiten.

Im Querschnitt hat das Handlungsfeld einen großen Nachholbedarf beim rUmgang mit Geschlecht. Den Praktiker*innen der Offenen Kinder- und Jugendarbeit muss jedoch auch zugehalten werden, dass eine Vielzahl von Faktoren auf die Praxis einwirken. Während sich in der theoretisch-wissenschaftlichen Auseinandersetzung einzelne Schwerpunkte setzen lassen, so stehen Fachkräfte im Berufsalltag vor multiplen Handlungs- und Rollenanforderungen. So wäre eine Grundsatzkritik am Handlungsfeld im Allgemeinen ebenso verkürzt wie ein Pauschalurteil, das alle Einrichtungen miteinbezieht. Es scheint nachvollziehbar, dass in einem vollen Berufsalltag, der von aktuellen gesellschaftlichen Themen, wechselnden Jugendkulturen und individuellen einrichtungsspezifischen Anforderungen ständig beeinflusst wird, die nötige Eigeninitiative einzelner Fachkräfte, grundsätzliche Strukturveränderungen anzustoßen, oft fehlt. Zudem liegt es nahe, dass in diesem Alltag komplexe Sachverhalte oftmals stark

verkürzt verhandelt werden und eine tiefgehende Auseinandersetzung nicht immer möglich ist. Es muss jedoch auch festgehalten werden, dass die Kritik an der jungen*orientierten Ausrichtung schon lange besteht und feministische Debatten und Sexismus in der Gesellschaft keine neuen oder randständigen Phänomene bilden. Eine Kernanforderung für eine genderreflektierende Praxis ist die Entwicklung einer (selbst)reflexiven und offenen Grundhaltung der Fachkräfte. Dies bietet einen Ansatzpunkt, der keine grundsätzliche Strukturveränderung benötigt, sondern lediglich die Bereitschaft und Offenheit der jeweiligen Fachkräfte. Zudem kann angemerkt werden, dass eine selbstreflexive diskriminierungssensible Grundhaltung nicht nur in der genderbezogenen Arbeit relevant ist, sondern für das gesamte Arbeitsfeld, wenn nicht für die gesamte Profession der Sozialen Arbeit zumindest hilfreich erscheint. Denn eine solche selbstreflexive Haltung ermöglicht einen potenziell offenen Umgang auch mit anderen Gruppen, die Diskriminierungen ausgesetzt sind. So zeigten sich auch in Ausführungen in zwei der Interviews stereotype Zuschreibungen anderen Gruppen gegenüber.

Dass die Ausgestaltung der Einrichtungen aktuell vor allem von der Eigeninitiative der Fachkräfte abhängt, heißt für Mädchen* und queere Jugendliche, dass ihnen das Feld der Offenen Kinder- und Jugendarbeit nur dort offensteht, wo sich Fachkräfte besonders engagieren. In Mittel- und Kleinstädten scheint dies am seltensten der Fall zu sein.

Schlussendlich lassen sich Anknüpfungspunkte für weitere empirische Untersuchungen benennen. So zeigen sich große Forschungslücken in Hinblick auf queere Jugendliche und vor allem queere Geschlechtsidentitäten in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit.

Anknüpfend an Erkenntnisse aus den Interviews könnten einzelne Aspekte der genderreflektierenden Praxis noch diskutiert und erweitert werden, jedoch lässt sich insgesamt festhalten, dass das Thema auf Ebene der Konzeptentwicklung aktuell keiner weiteren Vertiefung bedarf. Vielmehr sollte die Frage in den Blick genommen werden, wie Einrichtungen und Fachkräfte der Offenen Kinder- und Jugendarbeit flächendeckend erreicht werden können, damit bereits vorhandene Konzepte überhaupt Einzug in die Praxis finden können. Denn eine stetige Aktualisierung theoretischer Konzepte hilft wenig, wenn die Weiterentwicklung in der Praxis fehlt. Diese Frage nach einer flächendeckenden Erreichbarkeit und potenziellen Weiterentwicklung eröffnet auch eine grundsätzliche Debatte über die Ausrichtung: Die herausgearbeitete notwendige Eigeninitiative bei gleichzeitig oftmals fehlender selbstreflexiven Grundhaltung lässt schlussfolgern, dass eine breite Veränderung in der Praxis aktuell am ehesten durch äußere Vorgaben realisierbar ist. Solchen äußeren Vorgaben wurde in den Interviews eher mit Ablehnung begegnet. Die Praktiker*innen der Offenen Kinder- und Jugendarbeit müssen sich also grundsätzlich entscheiden, wie sich die Ausgestaltung ihres Arbeitsfeldes vollziehen soll. Wenn das vielfach hochgehaltene Grundparadigma der Offenheit nicht bloß ein Lippenbekenntnis bleiben soll, muss eine Veränderung der Grundstrukturen geschaffen werden. Ob dies durch die Bereitschaft der Veränderung von innen heraus oder durch Verordnungen von

außen geschieht, liegt im Ermessen der Fachkräfte. Ein Erhalten des Status quo jedoch hieße, dass die Offene Kinder- und Jugendarbeit nicht grundsätzlich offen ist und damit ihr namensgebendes Strukturparadigma und ihren zentralen Anspruch der Offenheit nicht erfüllt.

Literaturverzeichnis

Bauer, Tobias/ Duttweiler, Stefanie (2022): Genderreflektierende Offene Jugendarbeit. Impulse für die Praxis aus einem partizipativen Forschungsprojekt. Bern. https://doj.ch/wp-content/uploads/2022/06/Fachpublikation_Genderreflektierende_OJA_Web.pdf [Zuletzt abgerufen: 14.01.2023].

Blickhäuser, Angelika/ von Barga, Henning (2015): Gender-Mainstreaming-Praxis – Arbeitshilfen zur Anwendung der Analysekategorie «Gender-Diversity» in Gender-Mainstreaming-Prozessen. 4. Aufl., Berlin.

Bundesarbeitsgemeinschaft Jungenarbeit e.V. (BAG Jungenarbeit) (2016): Positionspapier. http://bag-jungenarbeit.de/wp-content/uploads/2020/07/positionspapier_BAGJ_2016.pdf [zuletzt abgerufen: 25.01.2024].

Cloos, Peter et al. (2007): Die Pädagogik der Kinder- und Jugendarbeit. Wiesbaden.

Dachverband Offene Kinder- und Jugendarbeit Schweiz (DOJ) (2018): Offene Kinder- und Jugendarbeit in der Schweiz. Grundlagen für Entscheidungsträger*innen und Fachpersonen. https://doj.ch/wp-content/uploads/Grundlagenbrosch.DOJ_2018_web.pdf [zuletzt abgerufen: 13.12.2023].

Deinet, Ulrich (2013): Der Offene Bereich als Aneignungs- und Bildungsraum. In: Deinet, Ulrich (Hrsg.): Innovative Offene Jugendarbeit. Bausteine und Perspektiven einer sozialräumlichen Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Opladen/ Wien/ Toronto, S. 98-109.

Deinet, Ulrich et al. (2017): Potentiale der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Innen- und Außensichten. Weinheim/ Basel.

Deinet, Ulrich/Icking, Maria/Sturzenhecker, Benedikt (2022): Projekt Neustart der Offenen Kinder- und Jugendarbeit in der Corona-Zeit. https://www.lvr.de/media/www/lvrde/jugend/jugendforderung/kinderundjugendarbeit/dokumente_70/Bericht_Neustart-_Jugendarbeit_in_Corona-Zeiten.pdf [zuletzt abgerufen: 05.02.2023].

Deutsches Jugendinstitut e.V. (DJI) (2022): Ergebnisse der bundesweiten Befragung von Jugendzentren veröffentlicht. Gesamtpublikation analysiert Herausforderungen von Einrichtungen der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. <https://www.dji.de/veroeffentlichungen/aktuelles/news/article/ergebnisse-der-bundesweiten-befragung-von-jugendzentren-veroeffentlicht.html> [zuletzt abgerufen: 20.01.2024].

Deutsches Jugendinstitut e.V. (DJI) (2007): Arbeitshilfen/Praxismaterialien. https://www.dji.de/fileadmin/user_upload/kjhgender/lit_Arbeitshilfen_April2007.pdf [zuletzt abgerufen: 08.01.2024].

Duttweiler, Stefanie (2020): Genderreflektierende Offene Jugendarbeit – eine bleibende Herausforderung In: Impuls: Magazin des Departements Soziale Arbeit. 17. Jg., Nr. 3, S. 17-18.

Duttweiler, Stefanie et al. (2022): Wie gestaltet sich genderreflektierende Offene Jugendarbeit? Erkenntnisse aus einem partizipativen Forschungsprojekt. In: Fuchs, Manuel/ Gerdetti, Julia/ Gerngroß, Martina (Hrsg.): Offene Kinder- und Jugendarbeit in der Schweiz. Einblicke in Theorie, Konzepte, Empirie und Alltagspraxis. Wiesbaden, S. 270-302.

Engelmann, Sebastian/ Kenkies, Karsten (2021): Undoing Gender und Queer Pädagogik – Gleich verschieden problematisch. In: v. Dall'Armi, Julia/ Schurt, Verena (Hrsg.): Von der Vielheit der Geschlechter. Wiesbaden, S. 29-40.

Erdmann, Nina (2020): Was ist Transkription? In: Kotthaus, Jochem (Hrsg.): FAQ Methoden der empirischen Sozialforschung für die Soziale Arbeit und andere Sozialberufe. Opladen/ Toronto, S. 99-103.

Fehrle, Burkhard (2010): Offene Jugendarbeit. In: Borrmann, Stefan/ Rauschenbach Thomas (Hrsg.): Enzyklopädie Erziehungswissenschaft Online. Fachgebiet Jugend und Jugendarbeit. Weinheim/ München, DOI 10.3262/EEO13100045.

Fröhlich, Fabienne (2018): Feministische Mädchenarbeit. In: Gender Glossar <https://www.gender-glossar.de/post/feministische-maedchenarbeit> [zuletzt abgerufen 24.01.2024].

Gildemeister, Regina (2008): Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung. In: Becker, Ruth/ Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. 2. Aufl., Wiesbaden, S. 137-145.

Gerodetti, Julia/ Heeg, Rahel (2022): Nutzung und Nutzen Offener Jugendarbeit. In: Fuchs, Manuel/ Gerodetti, Julia/ Gerngroß, Martina (Hrsg.): Offene Kinder- und Jugendarbeit in der Schweiz. Einblicke in Theorie, Konzepte, Empirie und Alltagspraxis. Wiesbaden, S. 227-250.

Graff, Ulrike (2011): Genderperspektiven in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Erkenntnisse aus der Forschung für die Praxis und für die normativen Vorgaben der Disziplin. In: Schmidt, Holger (Hrsg.): Empirie der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Wiesbaden. S. 179-188.

Hafeneger, Benno (2021): Geschichte der Offenen Kinder- und Jugendarbeit seit 1945. In: Deinet, Ulrich et. al (Hrsg.): Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit. 5. Aufl., Wiesbaden, S. 95-108.

Hartmann, Jutta (2012): Queertheoretische Ansätze der Frauen- und Geschlechterforschung. In: Faulstich-Wieland (Hrsg.): Enzyklopädie Erziehungswissenschaft Online Fachgebiet Geschlechterforschung, Theoretische Grundlagen. Weinheim/ Basel, DOI 10.3262/EEO1712020.

Hartmann, Jutta (2014): Queere Professionalität als Haltung des Infragestellens und Dynamisierens. Zur Dekonstruktion geschlechtlicher und sexueller Identität in der Sozialen Arbeit. In: Sozialmagazin. Die Zeitschrift für Soziale Arbeit. 39. Jg., Nr. 2, S. 22-29.

Hartmann, Jutta (2016): Doing Heteronormativity? Funktionsweisen von Heteronormativität im Feld der Pädagogik. In: Fereidooni, Karim/ Zeoli, Antonietta P. (Hrsg.): Managing Diversity. Die diversitätsbewusste Ausrichtung des Bildungs- und Kulturwesens, der Wirtschaft und Verwaltung. Wiesbaden, S. 105-134.

Helfferich, Cornelia (2011): Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews. 4. Aufl., Wiesbaden.

Hirschauer, Stefan (2001): Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung. In: Heintz, Bettina (Hrsg.): Geschlechtersoziologie. Wiesbaden, S. 208-235.

Jungenarbeit Hamburg e.V. (o.J.): Was ist Jungenarbeit? <https://jungenarbeit.info/informatives/was-ist-jungenarbeit> [zuletzt abgerufen: 25.01.2024].

Kastirke, Nicole/ Steinbeck, Katharina (2014): Zwei Mütter / Zwei Väter. Über die Besonderheiten in einem normalen Familienalltag. Herbolzheim.

Kleiner, Bettina (2016): Heteronormativität. In: Genderglossar. <https://www.gender-glossar.de/post/heteronormativitaet> [zuletzt abgerufen 22.01.2024].

Weitzel, Gerrit/ Kotthaus, Jochem/ Streblow-Poser, Claudia (2020): Welche Interviewformate kennt die qualitative Sozialforschung? In: Kotthaus, Jochem (Hrsg.): FAQ Methoden der empirischen Sozialforschung für die Soziale Arbeit und andere Sozialberufe. Opladen/ Toronto, S. 85-92.

Kraus, Björn (2006): Lebenswelt und Lebensweltorientierung: eine begriffliche Revision als Angebot an eine systemisch- konstruktivistische Sozialarbeitswissenschaft. In: Kontext. Zeitschrift für systemische Therapie und Familientherapie, 6. Jg., Nr. 2, S. 116-129.

Kuckartz, Udo (2018): Qualitative Inhaltsanalyse, Methoden, Praxis, Computerunterstützung. 4. Aufl., Weinheim/ Basel.

Landesarbeitsgemeinschaft (LAG) Mädchen*politik Baden-Württemberg (2018): Mädchen* begegnen*. Intersektionale Perspektiven und antidiskriminierende Schreibweisen auf Mädchen*arbeit heute – digital und analog. https://www.lag-maedchenpolitik-bw.de/lag/lag-maedchenpolitik/Publikationen/Handreichung2018_final.pdf [zuletzt abgerufen: 24.01.2024].

Mairhofer, Andreas et al. (2022): Herausforderungen in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Empirische Erkenntnisse. Weinheim/Basel.

Melcher, Marc (2021): Jungen*treff. In: Deinet, Ulrich et. al (Hrsg.): Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit. 5. Aufl., Wiesbaden, S. 553-561.

Meuser, Michael/ Nagel, Ulrike (2008): ExpertInneninterview: Zur Rekonstruktion spezialisierten Sonderwissens. In: Becker, Ruth/ Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Wiesbaden, S. 376-380.

Müller, Rahel/ Fuchs, Manuel/ Casutt, Marcus (2022): Entwicklung der Offenen Kinder- und Jugendarbeit in der Deutschschweiz seit den 1990er-Jahren. In: Fuchs, Manuel/ Gerodetti, Julia/ Gerngroß, Martina (Hrsg.): Offene Kinder- und Jugendarbeit in der Schweiz. Einblicke in Theorie, Konzepte, Empirie und Alltagspraxis. Wiesbaden, S. 157–172.

Müller, Rahel/ Plutschow, Stefanie/ Sutter, Patrizia (2022): Gender in der Praxis der Offenen Kinder- und Jugendarbeit der Deutschschweiz. In: Fuchs, Manuel/ Gerodetti, Julia/ Gerngroß, Martina (Hrsg.): Offene Kinder- und Jugendarbeit in der Schweiz. Wiesbaden, S. 347-370.

Peucker, Christian et al. (2015): Einrichtungen der offenen Kinder- und Jugendarbeit. Eine empirische Bestandsaufnahme. Weinheim.

Prüfer, Gregor (2016): Ziele und Konzepte von Jungenarbeit, In: Stecklina, Gerd/ Wienforth, Jan (Hrsg.): Impulse für die Jungenarbeit. Denkanstöße und Praxisbeispiele. Weinheim/ Basel, S. 16-29.

Przyborski, Aglaja/ Wohlrab-Sahr, Monika (2021): Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. 5. Aufl., Berlin/ Boston.

Rauw, R./ Drogand-Strud, M. (2013): Geschlechtsbezogene Pädagogik in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. In: Deinet, Ulrich et. al (Hrsg.): Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit. 4. Aufl. Wiesbaden, S. 227-241.

Richter, Elisabeth/ Sturzenhecker, Benedikt (2012): Die Kinder- und Jugendarbeit. In: Thole, Werner (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. 4. Aufl., Wiesbaden, S. 469-475.

Roth, Raik et al. (2023): Handlungskonzept zu Social Media und Gender in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. https://epb.bibl.th-koeln.de/frontdoor/deliver/index/docId/2257/file/Handlungskonzept_zu_Social_Media_und_Gender.pdf [zuletzt abgerufen 14.02.2024].

Schierer, Elke (2023): Mädchen*(sozial)arbeit: Professionelle Herausforderungen der Sozialen Arbeit geschlechterreflektierend bewältigen. In: Schierer, Elke/ Reichle, Sylvia C. (2023): Handbuch Mädchen*(sozial)arbeit. Professionelle Herausforderungen der Sozialen Arbeit geschlechterreflektierend bewältigen. Weinheim/ Basel. S. 11-20.

Schmidt, Holger (2011): Empirie der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Wiesbaden.

Stecklina, Gerd/ Wienforth, Jan (2021): Jungen*. In: Deinet, Ulrich et. al (Hrsg.): Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit. 5. Aufl., Wiesbaden, S. 319-330.

Thiersch, Hans (2017): Das Konzept Lebensweltorientierte Soziale Arbeit, für meine Enkel skizziert. https://www.hans-thiersch.de/Hans-Thiersch.de/Veroeffentlichungen_files/Elementare%20Einfu%CC%88hrung%20in%20die%20lebensweltorientierte%20Soziale%20Arbeit%202019.pdf [zuletzt abgerufen: 11.12.2023].

Thiersch, Hans/ Grunwald, Klaus (2002): Lebenswelt und Dienstleistung. In: Thiersch, Hans (Hrsg.): Positionsbestimmungen der Sozialen Arbeit. Gesellschaftspolitik, Theorie und Ausbildung. Weinheim/ München, S. 127-153.

Trauernicht, Gitta/ Schumacher, Michaela (1987): Mädchen in Häusern der offenen Tür. Studie zur verbesserten Einbeziehung von Mädchen in die Angebote der offenen Jugendarbeit in NRW. Düsseldorf.

van Santen, Eric/ Seckinger, Mike (2021): Empirische Perspektiven auf die Offene Kinder- und Jugendarbeit In: Deinet, Ulrich et. al (Hrsg.): Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit. 5. Aufl., Wiesbaden, S. 1563-1576.

Werthmanns-Reppekus, Ulrike (2010): Mädchenarbeit. In: Borrmann, Stefan/ Rauschenbach, Thomas (Hrsg.): Enzyklopädie Erziehungswissenschaft Online. Fachgebiet Jugend und Jugendarbeit. Weinheim/ München, DOI 10.3262/EEO13100090.

Westheuser, Linus (2018): Doing Gender In: Gender Glossar <https://www.gender-glossar.de/post/doing-gender> [Zuletzt abgerufen: 31.11.2023].

Anhang

Anhang A:
Das (sozial-)pädagogische Dreieck

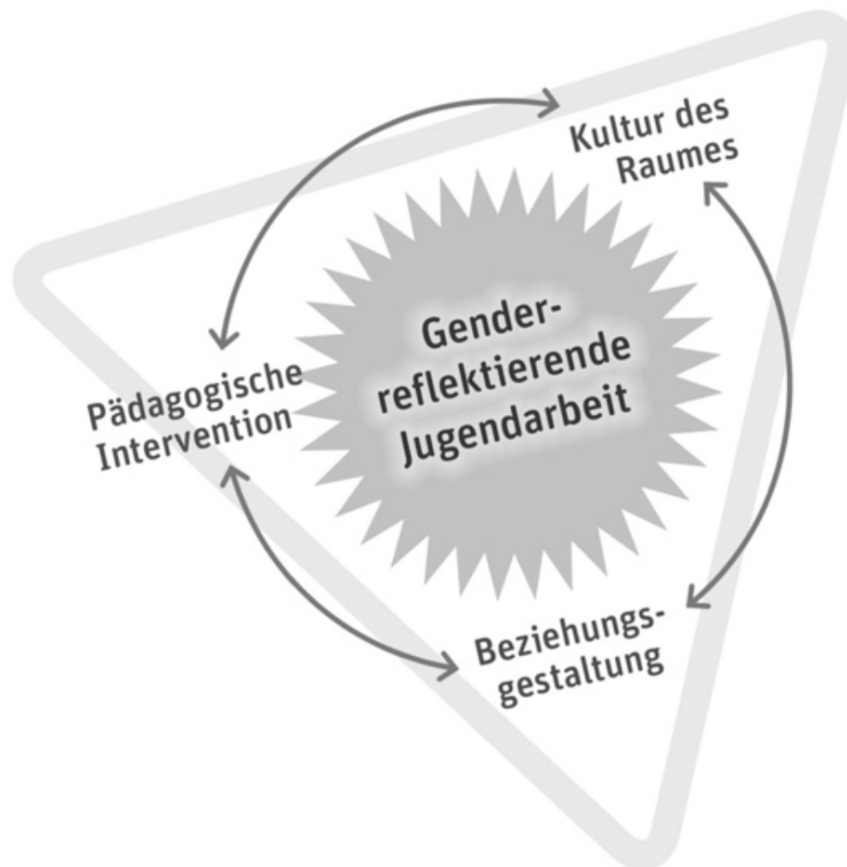


Abb. 1 Das (sozial-)pädagogische Dreieck. (Eigene Darstellung)

ler et.al 2022, S. 286)

(Duttwei-

Anhang D:

Interviewleitfaden

Leitfrage	Checkliste	Aufrechterhaltungs-/Steuerungsfragen	Konkrete (Nach-)Fragen	Funktion der Fragen
Zu Beginn würde ich Dich bitten dich einmal in deiner Position und Funktion innerhalb der Einrichtung vorstellen.	- Aufgabenbereiche - Eigene Schwerpunktsetzung - Erfahrung - Hierarchie	Wie würdest Du deine Rolle in der Einrichtung beschreiben? Wie im Team, wie bei den Adressat*innen?		Vorstellung Interviewpartner*in
Jetzt interessiert mich zunächst der offene Treff. Kannst du einmal beschreiben: wie der offene Treff bei euch an einen typischen Tag aussieht?	- Besucher*innen: Besondere Merkmale (Alter, Bildung, Geschlecht...) - Nutzung Ressourcen/Angebote - Stammbesucher*innen - Cliquen - Probleme/Konflikte - Dynamiken & Aneignungsprozesse - Rolle der Fachkräfte/ Nebenamtler*innen	- wer sind die Besucher*innen der Einrichtung? Welche Merkmale sind herausragend? - Welche Rolle haben die Fachkräfte im offenen Betrieb? - Welchen Einfluss nehmen die Mitarbeiter*innen auf die Dynamiken im Treffgeschehen?	- Welchen Einfluss auf die Arbeit hat die Lage der Einrichtung auf den offenen Treff? - Welche übergeordneten Themen beschäftigen euch gerade als Team? - Was ist das Steckpferd der Einrichtung? - Wie bewertest du eure Einflussmöglichkeiten darauf, wer die Einrichtung nutzt und nutzen kann?	-> Selbstläufige Sachverhaltsdarstellung durch Expert*in
Als nächstes interessiert mich euer Umgang mit dem Thema Geschlecht/Gender . Kannst du einmal allgemein beschreiben: In welchen Bereichen eurer Arbeit Geschlecht eine Rolle spielt?	- Offener Treff - Angebote - Konzeption/Leitbild/ Arbeitsanweisung - Planung/Teamsitzung - Fortbildung - Kooperationen - Beratung - Supervision/ Selbstreflexion - Dokumentation/ Strichlisten	- In welchen Bereichen eurer Arbeit (außer den spezifischen Angeboten) gibt es einen bewussten Bezug auf das Thema Geschlecht? - Wie thematisieren Adressat*innen Geschlecht/Gender? - inwiefern spielt das Geschlecht der Fachkräfte eine Rolle?	- Wie würdest du sagen versteht ihr den Begriff Geschlecht grundsätzlich? - Kannst du geschlechtliche Differenz in der Nutzung einzelner Angebote oder Verhaltensweisen im offenen Treff beschreiben?	-> Selbstläufige Sachverhaltsdarstellung durch Expert*in -> Aufforderung zur beispielhaften und ergänzenden Detaillierung
Wenn es geschlechtsspezifische Angebot gibt: Kannst du mir einmal grundsätzlich das Angebot beschreiben auch in Hinblick der Ziele, die ihr damit verfolgt?	- Beschreibung des Angebots - pädagogische Überlegungen - Entstehung des Angebots - Stellenwert - Bewertung - Wer nutzt Angebot?		- welche Besonderheiten zeigen sich in der Ausgestaltung des Angebots (auch im Unterschied zum regulären offenen Treff)? - Warum wurde spezifische Methode gewählt?	-> Aufforderung zur beispielhaften und ergänzenden Detaillierung -> Spezifische Sachverhaltsdarstellung
Als nächstes interessiert mich die institutionelle und konzeptionelle Ebene eurer Arbeit. (Unabhängig vom Thema Geschlecht:) Welche Voraussetzungen braucht es, dass ein neues Thema oder Projekt in der Einrichtung verankert werden kann?	- Wer bringt Themen ein? - Welche Ebene Ausschlaggeben? -> Landes, Träger, Team, Einzelne Fachkraft, Nutzer*innen - Evaluation, Supervision - Teamsitzungen - Weiter-/Fortbildung - Grundbedingungen/ Anknüpfungspunkte	- Welche Grundbedingungen braucht es damit ein Projekt erfolgreich ist? - Kannst du anhand von einem Beispiel erzählen weshalb eines eurer letzten größeren Projekte gelungen oder misslungen ist?	- Welche Rolle spielen wissenschaftliche und theoretische Inhalte in der Gestaltung der Arbeit? - Welche Rolle spielen bei euch Reflexionsprozesse und wie sehen die aus? -> räumliche Gestaltung	-> Spezifische Sachverhaltsdarstellung z.B. durch Problemstellung
- Was würdest du sagen sind Gründe <u>dafür</u> wer eure Einrichtung nutzt und wer nicht? - Problemstellung räumliche Gestaltung: Untersuchungen weisen darauf hin, dass die räumliche Gestaltung und Ausstattung offener Jugendzentren (z.B. durch kompetitive Spielmöglichkeiten wie Spielkonsole, Kicker, Billard oder Tischtennis) oft eher Jungen ansprechen. Wie würdest du diesen Punkt bezogen auf eure Einrichtung einschätzen				-> Spezifische Sachverhaltsdarstellung -> Aufforderung zu Theoretisierung